4/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Wüstenschiffe

Comeback der Kamele in den kasachischen Trockensteppen

Das kalte Herz

Die platonische Liebe zum Siitonen-Schritt im Skilauf

Auftakt mit „Freischütz"

Dresdens weltberühmte Semperoper ist glanzvoll wiedererstanden

★ Inhalt

Juwel an der Elbe
Zur Wiedergeburt der Dresdner Semperoper **Seite 4**

Wirtschaft
Bilder und Standpunkte – heute aus dem Kombinat Automatisierungsanlagenbau **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Jugend
FREIE WELT besuchte eine Schule der jungen Erfinder in Baku **Seite 16**

Wissenschaft
Renaissance der Kamele? **Seite 20**

mobile **Seite 24**

Memoiren
Machtgerangel der Verwesten **Seite 26**

Dokumentation
Erschossen, erfroren, verhungert – in jedem Fall Mord **Seite 28**

Film
Wiedersehen mit dem polnischen Schauspieler Stanislaw Mikulski **Seite 30**

Politisches Lied
Silvio Rodriguez aus Kuba **Seite 32**

Literatur
Bohumil Hrabal: „Engelsaugen“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die zwölf Monate“ **Seite 40**

Leserforum **Seite 42**

Preisausschreiben
Was wissen Sie vom Nachbarland ČSSR? **Seite 44**

Reportage
Bei sowjetischen Marineinfanteristen **Seite 46**

Sport
Der Schlittschuhschritt – wohin führt die neue Technik beim Ski-Langlauf? **Seite 52**

Titelfoto:
Alfred Paszkowiak fotografierte Kammersängerin Jana Smitková als Agathe und Kammersänger Klaus König als Max in Webers Oper „Der Freischütz“.

Redaktionsschluß für dieses Heft: **11. 2. 1985**

★ Im Blickpunkt

Als das Jahr 1945 beginnt, ist der Krieg schon entschieden. Kein deutscher Soldat steht mehr auf sowjetischem Boden. Die Sowjetarmee wartet auf den Befehl zum letzten entscheidenden Schlag. Frankreich ist befreit, die anglo-amerikanischen Truppen haben bei Aachen wenigstens einen Fuß in der deutschen Tür.
Als das Jahr 1945 beginnt, ist Hitler am Ende. 1941, als der Faschismus für Rechnung des großen Kapitals, das ihn zuhielt, die Sowjetunion überfiel, haben die deutschen Kommunisten gesagt: Hitlers Niederlage ist unvermeidlich. Damals spekulierte die Wehrmacht auf einen neuen „Blitzkrieg“, und der Generalstabschef des Heeres glaubte vierzehn Tage nach dem Überfall allen Ernstes, daß die Sowjetunion besiegt sei. Drei und ein halbes Jahr danach sieht jeder, der nicht blind ist, wer recht behalten hat.
Als das Jahr 1945 beginnt, ist bewiesen, daß auch die stärkste Militärmaschine außerstande ist, die Oktoberrevolution rückgängig zu machen. Nach dem Krieg haben die geschlagenen deutschen Generäle in ihren rechthaberischen, verlogenen Memoiren alle Schuld an der Niederlage auf Hitlers strategischen Dilettantismus und den russischen Winter geschoben. Aber diesen Krieg haben weder Hitlers Fehler noch die klimatischen Verhältnisse entschieden, sondern die höhere Moral der neuen Gesellschaftsordnung und der Opfermut ihrer Verteidiger. Das war es, was die Kommunisten vorausgesehen hatten.
Als das Jahr 1945 beginnt, kehrt der Krieg zurück auf deutschen Boden, von dem er ausgegangen ist, und nichts wird ihn aufhalten, bis der letzte Schlupfwinkel derer ausgeräuchert ist, die das Feuer entzündeten. Es gibt keine Wunderwaffen. Hitler weiß es, die Generäle wissen es. Aber die Wehrmacht verfügt im Januar 1945 noch über 300 Divisionen, von denen 169 an der Ostfront stehen, zum Untergang verurteilt, jedoch noch nicht endgültig besiegt. Was der Sowjetarmee bevorsteht, ist keine Spazierfahrt in den Frühling des Sieges.
Als das Jahr 1945 beginnt, liegt auf Stalins Schreibtisch ein Telegramm Churchills, des englischen Premierministers: Ob es nicht möglich sei, die Alliierten, deren Lage auf dem westeuropäischen Kriegsschauplatz sich kompliziert habe, durch eine baldige sowjetische Offensive zu entlasten? Das sowjetische Oberkommando entschließt sich, den ursprünglich erst für Ende Januar geplanten Angriff vorzuverlegen. Bereits am 12. Januar bricht der Sturm los. Zwischen Ostsee und Karpaten, auf einer Frontbreite von 1300 Kilometern, tritt die Sowjetarmee zum Angriff an. Nach drei Wochen steht sie sechzig Kilometer vor Berlin.

Jürgen Jessel

Foto: Archiv

28

ZEUGNISSE DER ZEIT

Tagebuch des Generalstabschefs Halder über eine Erklärung Hitlers am 31.7.1940:
„Im Zuge dieser Auseinandersetzung muß Rußland erledigt werden. Frühjahr 1941 ... Ziel: Vernichtung der Lebenskraft Rußlands ... Später: Ukraine, Weißrußland, Baltische Staaten an uns.“

Aufruf der KPD vom 24.6.1941:
„Unsere eigene Sache ist es, die von der Roten Armee siegreich verteidigt wird. Unser Feind steht im eigenen Land.“

Rundfunkrede Stalins am 3.7.1941:
„Es geht ... um Leben oder Tod des Sowjetstaates... In diesem großen Krieg werden wir treue Verbündete an den Völkern Europas und Amerikas haben, darunter auch am deutschen Volk, das von den faschistischen Machthabern versklavt ist.“

Tagebuch des Generalstabschefs Halder vom 3.7.1941:
„Es ist also wohl nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Feldzug gegen Rußland innerhalb 14 Tagen gewonnen wurde.“

Erklärung des ZK der KPD vom 15.10.1941:
„Dieser Krieg ist ein für das deutsche Volk hoffnungsloser Krieg... Hitlers Niederlage ist unvermeidlich.“

Befehl Nr. 220 des Obersten Befehlshabers der Roten Armee vom 7.11.1944:
„Die Staatsgrenze der Sowjetunion ... ist in ihrem ganzen Verlauf, vom Schwarzen Meer bis zur Barentssee, wiederhergestellt ... Die Tage des Hitlerschen Blutregimes sind gezählt.“

Zwischen Weichsel und Oder: Der Krieg kehrt zurück

Dahme im April

Zum Auftakt einer neuen Serie – dem Rückblick vierzig Jahre nach der Befreiung durch die Sowjetarmee gewidmet – veröffentlichten wir in Heft 1 einen Beitrag mit einem Bild aus den letzten Tagen des Krieges: Panzer vom Typ T 34 rollen durch eine deutsche Kleinstadt. Aussagestarkes Zeitdokument der siegenden Sowjetarmee. Unsere Leserin Gisela Könitzer regte es zum Schreiben an:
„Ich habe eindeutig meine Heimatstadt Dahme in der Mark wiedererkannt. Das Foto zeigt die ehemalige Hauptstraße, auf der am 20. April 1945, von Baruth kommend, sowjetische Panzer gegen Jüterbog vorrückten. Ich erinnere mich noch recht gut der letzten Stunden des Krieges. Zu dieser Zeit saßen wir im Keller – wir waren zehn Geschwister – und hörten die Schlacht bei Baruth toben.“
Monate später, am 2. Oktober, begann unsere Leserin als Siebzehnjährige an der Volksschule ihrer Heimatstadt als Helferin zu arbeiten: „Die Kinder kamen in Filzpantoffeln oder Holzschuhen, schrieben mit Bleistift auf leere Seiten vergilbter Akten, aber der Ofen war warm. Die Kinder lernten. Das verdankten wir der Hilfe des Stadtkommandanten Major Scharowarow.“
Frau Könitzer, die seit nun fast vier Jahrzehnten Lehrerin ist (gegenwärtig an der Kinder- und Jugendsportschule „Friedrich Ludwig Jahn“ in Potsdam), bekennt zum Schluß: „Immer war und ist es mein Anliegen, die Liebe und Freundschaft zur Sowjetunion in junge Herzen zu legen, denn es waren Sowjetsoldaten, die uns das Leben zurückbrachten“.
Dahme vor vierzig Jahren: Da war an jenem Apriltag das Gedröhn der Panzermotoren, das Rasseln der schweren Ketten. Und Stille dann. Angst, aufflackernd aus brauner Propaganda. Erste Vogelstimmen. Zaghafte Hoffnung in den Herzen derer, die den bis dahin schrecklichsten aller Kriege überlebt hatten – Hoffnung auf einen neuen Anfang, Hoffnung auf dauerhaften Frieden. Und als das ganze Land zwischen Oder und Elbe befreit war vom Faschismus durch die stärkste Kraft der Antihitlerkoalition, da war unserem Volk eine einmalige Chance gegeben. Sie wurde gut genutzt, weil wir Lehren aus unserer Geschichte zogen. Nur auf solchem Fundament konnte ein Staat des Volkes entstehen, der Friedenspolitik zur Staatspolitik machte, damit das Leben allzeit lebenswert bleibe, Seite an Seite mit guten Freunden...
Dahme in unseren Tagen: Das Leben pulsiert kräftig. Nicht nur auf der Hauptstraße, die lange schon den

Namen Wilhelm Piecks trägt. Die ländliche Kleinstadt mit ihren 4832 Einwohnern – 1174 erstmals urkundlich erwähnt – ging aus den Wirren des letzten Krieges unzerstört in den Frieden, obwohl auch ihr in den vergangenen 811 Jahren große Feuersbrünste, verheerende Seuchen und Kriegsfolgen nicht erspart blieben.

In den vergangenen Jahren wurden in Dahme 356 neue Wohnungen gebaut (104 davon sind Eigenheime), verbesserten sich also für rund 1200 Einwohner – jeden vierten – die Wohnverhältnisse entscheidend. Doch noch bleibt viel zu tun, wirft auch hier Licht Schatten. Kurt Krause, seit 30 Jahren Bürgermeister im schönen, alten Rathaus, spart Probleme kommunaler Art nicht aus. Sie erwachsen aus Tatsachen: 62,8 Prozent der Häuser in der Stadt wurden vor 1850 gebaut. „Darum sitzt in unserer Baukommission stets auch ein Vertreter vom Denkmalschutz." Und noch eins: „27 Prozent unserer Einwohner sind im Rentenalter." Also hat Dahme ein Feierabendheim. Doch auch moderne Kindereinrichtungen, zwei Oberschulen, Poliklinik, Kino-Café, Tierpark und 12 Gaststätten. Wenngleich die Landwirtschaft dominiert, gibt's auch sieben volkseigene Betriebe, die zu Kombinaten gehören. Werden Teile für Landmaschinen ebenso produziert wie Sportschuhe, Verpackungsmaterial, Bekleidung, Druckerzeugnisse und Holzpaletten, wird Geflügel am laufenden Band geschlachtet…

Zu denen, die wie unsere Potsdamer Leserin vor 40 Jahren jenen 20. April miterlebten, da auch in Dahme weiße Fahnen aus den Fenstern hingen und die Zeit der roten Fahnen reifen mußte, gehört Agnes Thürasch, eine quicklebendige Frau vom Jahrgang 1911. Sie erinnert sich genau: Es war eine frühe Nachmittagsstunde an einem klaren, kalten Tag, da Sowjetpanzer westwärts rollten, sich formierend zur Schlacht um Berlin. Nur kurz machten die T34 in Dahme halt, und die Soldaten mit dem roten Stern taten, was niemand von Siegern erwartet hätte: Sie gaben Brot und Schmalz an die am Straßenrand, herzten wortlos fremde Kinder und schenkten ihnen Schokolade und Kekse. Agnes Thürasch bewahrt dieses ungewöhnliche Bild tief in ihrer Erinnerung. Und es ist nicht mehr als folgerichtig, daß sie in Dahme zu den 1836 Mitgliedern unserer Freundschaftsgesellschaft gehört. „Von der ersten Stunde an", fügt sie hinzu.

An der Fernverkehrsstraße 102 zwischen Dahme und dem Nachbarort Illmersdorf steht ein mannshoher Findling aus Granit: Ein schlichter Gedenkstein, gewidmet all denen, die – wie Gisela Könitzer aus Potsdam schrieb – „uns das Leben zurückbrachten". Ohne dabei ihr eigenes zu schonen.

Horst Goldschmidt (Text)
Volker Hohlfeld (Foto)

Juwel an der Elbe

Ein Beitrag von Ingeburg Kretzschmar (Text)
und Alfred Paszkowiak (Bild)

Die Wiedergeburt der Dresdner Semperoper: Nun steht sie wieder, in ihrer heiteren Würde, in ihrem eleganten Schwung. Und die Elbe zwischen Himmel und Hügel zieht ihre Bahn, als sei nichts geschehen. Und ehe wir es wahrhaben, rückt der Wiederaufbau dieser einzigartigen Kunststätte ins Legendäre ... Vergangenheit und Gegenwart, zwei Baumeister – Gottfried Semper 1803 bis 1879, Wolfgang Hänsch 1985.

Juwel an der Elbe

Wer hätte im Feuersturm jener Nacht des Untergangs, als am 13. Februar neunzehnhundertfünfundvierzig die Bombengeschwader unter englischem und amerikanischem Kommando in einem unfaßbar kurzen Augenblick die todbringende Ladung über Dresden ausklinkten, wer hätte da die Vorstellungskraft besessen, wie man, vierzig Jahre weit nach vorn geworfen, erleben würde, daß nun der Vorhang sich hebt.

Wann und wo in der Geschichte der Architektur gibt es ein Beispiel, daß ein Bauwerk nach den Plänen ein und desselben Mannes zum dritten Mal entsteht, wie der Kehrreim eines Liedes? Welche Qualität des Entwurfes, welche Lebenskraft, welches Begehren nach Vollkommenheit steckt in dem dreimaligen Anlauf! Und lag über Sempers Jahrhundertwerk seither auch eine lange Fermate: Als die Häuser noch auf der Straße lagen, brauchten die Dresdner erst mal Dach und Bett und Brot. Ein Opernhaus mußte da warten. Das Schauspielhaus am Zwinger tat es solange auch.

Stolz der Entschluß, den Wiederaufbau dieser Kunststätte aus eigener Kraft zu meistern! Von welcher Seite auch immer wohlgemeinte Angebote kamen –, oder auch herabwürdigende, anmaßende – eine Aufgabe wie diese war unsere Angelegenheit. Hier errichtete eine sozialistische Republik die altehrwürdige, die traditionsreiche Heimstatt der Kunst, um sie zu neuer Blüte zu führen.

Wer die Herausforderung des Wiederaufbaus, nein, die Ochsentour dieses Vorhabens verfolgte (es hat ein paar Jährchen länger gedauert und ein paar Pfennige mehr gekostet, als gedacht), der begreift, es ging hier nicht allein darum, die gähnenden Höhlen in ein Opernhaus zurückzuverwandeln, das als eines der schönsten und bedeutendsten in der Welt galt. Das fertige Werk ist eben nicht nur einfach die Semperoper. Hier hatten in unablässiger Folge Künstler, die Weltruf erlangten, ihren Startplatz und ihren Nährboden. Unter musischer Atemnot litt man hier nie.

Die Inbrunst, mit der über Jahr und Tag am Wiederaufbau gearbeitet wurde, entzieht sich jeder Definition. Als sich jüngst die Bauleute versammelten zur „Abnahme", blickte ich statt in stolze viel eher in stumme Gesichter, mit versonnenen Augen, wie man sie erlebt in Stunden des Abschieds. Und einer der Maurer schüttelte den Kopf und meinte: „Schwer zu begreifen, daß jetzt alles vorbei sein soll. Für immer. So etwas erlebt man nur ein einziges Mal…"

Aber eigentlich fängt es jetzt erst richtig an.

In den fünfziger Jahren war mit der Sicherung der Ruine begonnen worden. Der IX. Parteitag beschließt den Wiederaufbau. Im Juni 1977 wird der Grundstein gelegt.

Ausgebrannt, von anglo-amerikanischen Bomben zerstört, war dieser wunderbare Theaterbau aus dem 19. Jahrhundert, eine Stätte großer humanistischer Operntradition (links).

Nach Fotografien und Entwurfskizzen entstanden auch die dramatischen Landschaften in den Vestibülen wieder in Schönheit (oben).

Als ich vor ein paar Jahren bei Modellbildhauer Franz Bretschneider hineinschaute, steckt er im Guckkasten eine Glühbirne an und beleuchtet ein minutiös und maßstabgenau 1:200 modelliertes Gipshäuschen: der Zuschauerraum. Wir staunten über die Präzision solcher Miniatur. Aber erst die Präzision des fertigen Werkes! Wie mühselig beispielsweise die Rekonstruktion des gewaltigen Kronleuchters. (Der alte Kapellmeister Striegler behauptete immer, der Leuchter berge das Geheimnis der phänomenalen Akustik.) Wie aus später aufgefundenen alten Rechnungen der Lampenputzerfirma hervorging, hat sich Bretschneider bei der Anfertigung des Riesenlüsters (im Original 4,20 m Durchmesser, 1,9 Tonnen schwer, 5,20 m hoch) lediglich um ganze fünfzehn Zentimeter geirrt!

Chefarchitekt Wolfgang Hänsch trat hinzu, und wie auf Verabredung verschwindet ein kleines Tonbandgerät im Puppenstuben-Orchestergraben. Bei der Ouvertüre von Mozarts „Zauberflöte“ geben

Dresdner Bürger trugen den rekonstruierten, einst von Ferdinand v. Keller geschaffenen berühmten Schmuckvorhang in die Oper.

sich zwei gestandene Männer mit einemmal träumerischen Gedanken hin, als sähen sie in weiter Ferne, wie der Bühnenvorhang sich hebt... Dabei starrte draußen in den Ruinenkrater noch der Himmel.

Als wir dann über Gerüste stolpern, vorbei an Mauerresten und Abgründen, drängte sich einem unwillkürlich der Gedanke auf: Wo ist hier noch der Durchblick, wo oben und unten, Anfang und Ende? Deutlich sichtbar aber schon das Prinzip, erhalten gebliebene Bausubstanz weitgehend in den Aufbau einzubeziehen. Gleichzeitig aber mußte Raum geschaffen werden für neue Funktionen. Manchmal ein Teufelskreis!

Hundertzweiundvierzig Tonnen Stahl allein für das Bühnenhaus, das größer ist als der Zuschauerraum. Die Fundamente werden tief unterfahren, dem ganzen Gemäuer wird ein Betonkorsett angelegt. Für die neuen Seitenbühnen wagt man das Herausbrechen großer Mauerflächen. Die Teile darüber müssen stehenbleiben. Also Einfahren einer Tragkonstruktion. Schlitzpfeilergründung. Modernste Technologie. Jeder Tag brachte neue Probleme, Schwierigkeitsgrade von unerhörtem Ausmaß. Sechsundfünfzig Gewerke an der Arbeit, die Ingenieure vom Sächsischen Brücken- und Stahlhochbau, achtzig bildende Künstler – sie alle arbeiten zusammen, nah, wie von heimlichem Verwandschaftsgrad. Unzählige, in Vergessenheit geratene alte Fertigkeiten müssen neu erlernt werden, so bei Stuccolustro-Arbeiten, bei denen der Kunstmarmor mit dem Bügeleisen geplättet wird, siebzig Stunden für eine einzige Säule... Ein Neubau ist ein Spaziergang dagegen.

In diesem geordneten Chaos kommt einem nur mühsam die Vorstellung von der glanzvollen Vergangenheit und Zukunft dieser Stätte. Und immer wieder Semper.

Noch heute hält er hier in Dresden das Kommando: Nach dem von ihm entworfenen Opernplatz wurde wiederhergestellt, was irgend möglich. Unschätzbar, was dabei Archivare und Denkmalpfleger an Zuarbeit leisteten. Mit raffinierter Findigkeit schafften sie so gut wie alles an die Hand, was an Dokumentation zur Wiederherstellung der Originale nötig. Hier gibt's kein Ausweichen auf „Nachempfundenes".

Gottfried Semper postulierte einst: Die Baukunst solle „das Beste aus den besten Epochen gesellschaftlicher Entwicklung in sich tragen", ein Ziel, das nur erreicht werden könne, „wenn die Gesellschaft sich nicht in Verfall befindet, sondern auf gesunden Grundsätzen aufgebaut ist. Wo diese fehlen, wird selbst die sorglichste und einsichtsvollste Unterstützung der Künste wirkungslos bleiben". Sein Konzept ist aufgegangen.

Wie kam Semper, Sohn eines wohlhabenden Wollfabrikanten aus Altona, überhaupt nach Dresden? An der Königlichen Akademie der Künste ist der Lehrstuhl für Baukunst vakant und wird Friedrich Schinkel angetragen. Doch der schlägt vor, einen Jüngeren, einen gewissen Gottfried Semper zu berufen. Der junge Mann hat in Göttingen Rechtswissenschaft studiert, nebenher Archäologie, dann Mathematik. An den Universitäten München und Paris findet er zur Architektur. Dort macht ihn Franz Gau zu seinem Assistenten und bescheinigt ihm in einem Empfehlungsschreiben „... ein junger Mann voll wissenschaftlicher Bildung und künsterischem Geiste".

Als der Neunundzwanzigjährige in Dresden antritt und 1838–41 das Theater baut, macht ihn dieses glänzende Zeugnis architektonischer Gestaltungskraft mit einem Schlage in ganz Europa bekannt. Wofür ihm das sächsische Staatssäkkel ein Honorar von dreitausend Talern bewilligt, das Ritterkreuz des Verdienstordens und für die neue Oper noch zwei Freikarten spendiert auf Lebenszeit.

Die Freikarten konnte er nicht lange nutzen. Auf Seiten der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49 gibt Semper, als die preußischen Truppen gen Dresden marschieren, nicht nur sachkundige Anleitung beim Bau von Barrikaden, er steht auch selbst als Kommandant auf Barrikade Nr. 13 an der Waisenhausstraße. Die Niederschlagung des Volksaufstandes treibt ihn in die Emigration. Selbst die 1863 aufgehobene Fahndung kann ihn nicht zur Rückkehr an die Elbe bewegen. Ähnlich erging es seinem Freund und Mitstreiter Richard Wagner. Schon früh Kapellmeister in Riga und dann als Neunundzwanzigjähriger in Dresden „Hofkapellmeister auf Lebenszeit". In Sempers Opernhaus brachte er, der ehemalige Kreuzschüler, zur Eröffnung 1842 seinen „Rienzi" heraus, später den „Fliegenden Holländer" und „Tannhäuser".

Auch Wagner wurde ins Exil getrieben, ging nach Zürich und kam auf langen Konzertreisen bis nach Moskau.

Als 1869 Sempers berühmtes Frühwerk durch einen aus Fahrlässigkeit entstandenen Brand vernichtet wird, verfassen eintausendzweihundert angesehene Dresdner Bürger eine Petition. Wo eine Baukommission den Mut nicht finden wollte, den noch immer ausgebürgerten Semper mit dem Neubau der Oper zu beauftragen, schaffen es die kunstbegeisterten Dresdner aus eigenem Antrieb.

Gottfried Semper modifiziert den einstigen Entwurf und überträgt die Ausführung seinem Sohn Manfred. In achtjähriger Bauzeit von 1871–78 entsteht ein Theaterhaus von seltener Großartigkeit und Eleganz.

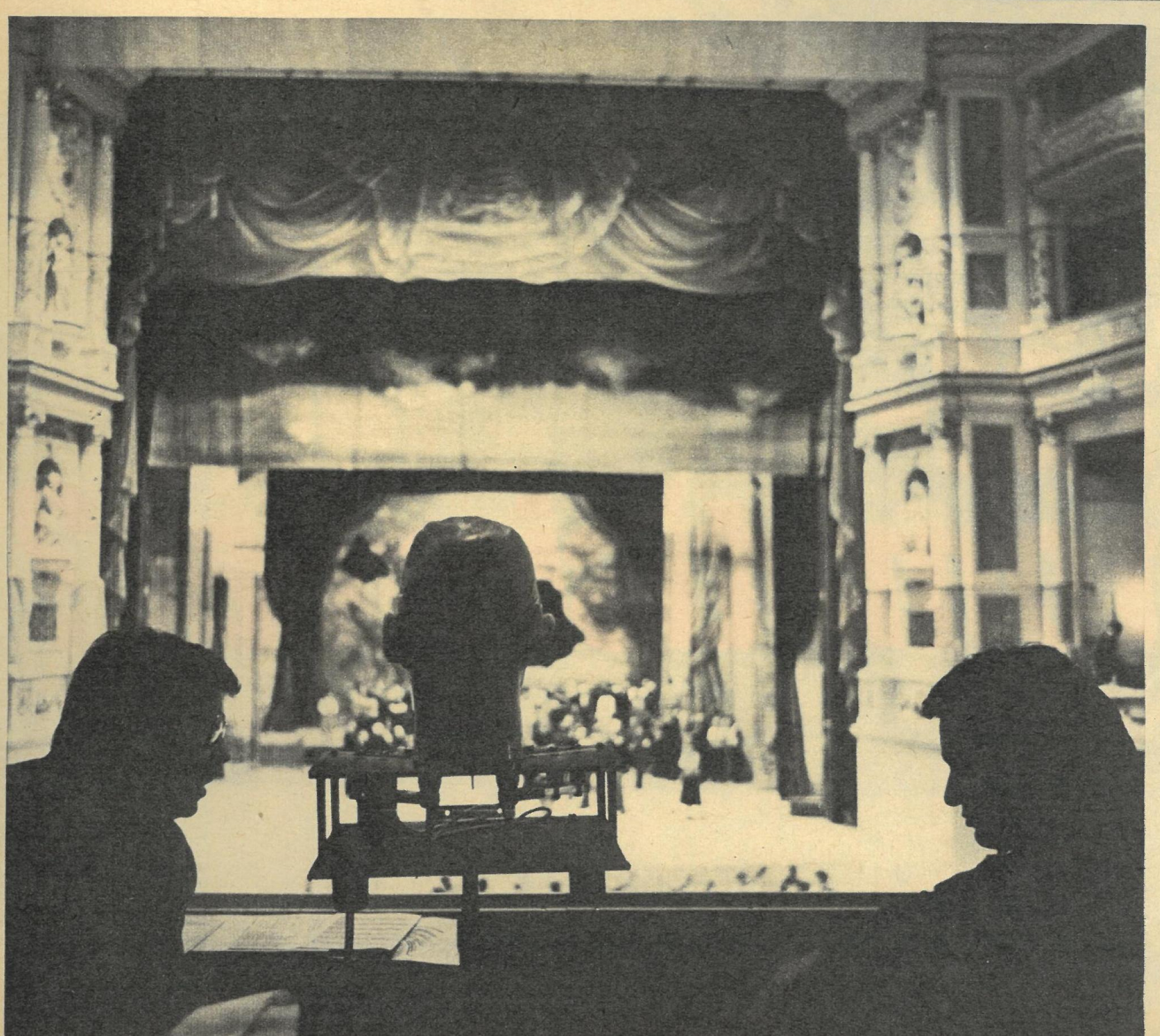
Die erste Vernichtung der Semperoper konnte die Stetigkeit Dresdner Opernentwicklung ebensowenig aufhalten wie die Bomben des Jahres 1945. Die Götter des Vergessens haben hier nie regiert. Die Kunst- und Musikliebe der Bevölkerung ist durch mitgestaltendes Teilnehmen am Kunstprozeß ihrer Stadt immer wieder verläßlicher Impulsgeber. Über Jahrhunderte hinweg bis in die Gegenwart hat sie ihr Talent als Publikum eingebracht und ist nie steckengeblieben in überlebten künstlerischen Auffassungen, nie in Traditionen erstarrt.

Die Dresdner Oper war seit ihren Anfängen in der Spätrenaissance Kreuzungspunkt wichtiger Strömungen europäischer Musik, doch selbstbewußt darauf bedacht, aus italienischen, französischen, deutschen und später auch russischen Einflüssen in schöpferischer Synthese ein eigenes Profil zu prägen. Sie hat ihr Wirken, im Unterschied zu internationaler Opernpraxis, nicht als Pflege musikalischer Reliquien verstanden, sondern, mit Stolz auf die eigene Tradition, ständig das Neue herausgestellt und somit ein eigenes Wertsystem intakt gehalten. Hier fanden die Erstaufführungen von Mussorgskis Opern „Boris Godunow" (1923) und „Chowanstschina" (1927) statt, hier wurden Werke ans Licht gehoben, die für das europäische Musiktheater unvergänglich sind.

Heinrich Schütz, Johann Adolf Hasse, Carl Maria von Weber, Richard Wagner, Richard Strauss bis hin zu Busoni, Weill, Hindemith, Schönberg, Dessau, Prokofjew oder Udo Zimmermann – sie alle fanden in Dresden die wagemutige Bühne, die anfeuernde Resonanz. An der erlangten Weltgeltung sind Generationen beteiligt. In der 317. Spiel-

Juwel an der Elbe

zeit, in die nun die Wiedereröffnung fällt, braucht die kultur- und musikgeschichtliche Dimension der Oper an der Elbe nicht weiter bewiesen zu werden.
Wer hier Erfolg errungen und ersungen, der galt etwas in der musikalischen Welt. Und blieb. So bildeten sich denn jene festgefügten Ensembles, wie sie an großen Opernhäusern heute nur noch schwerlich entstehen.
Ursprung der erreichten Leistung ist die Kapelle. Gegründet im Jahr 1548 und über Jahrhunderte hinweg Anziehungspunkt für Komponisten und Interpreten. Wer nennt die Namen, zählt die Vorhänge der Premieren...!
Daß die Dresdner Oper auch ohne ihren zerstörten Heimathafen Ruf und Rang wahren konnte – eine Meisterleistung! Zu danken den nachgewachsenen Protagonisten, zu danken jenen sowjetischen musik- und theaterbegeisterten Männern, die damals alles aufboten, um diesem empfindlich getroffenen Gebilde ans rettende Ufer zu helfen. Schon in den Maitagen des Jahres 45 erhielt ich, als Redakteurin der „Tageszeitung für die deutsche Bevölkerung“ (aus der bald darauf die „Tägliche Rundschau“ entstand) von Oberstleutnant Ruban den Auftrag, überlebende Orchestermitglieder ausfindig zu machen. (Theo Adam und Peter Schreier gingen damals noch zur Schule.) Professor Kotschetow und Major Auslaender boten für das verwundete Ensemble mutig und verwegen alles auf, um geeignete Lebensbedingungen und Spielstätten zu schaffen. Aus Moskau mußte Orchestermaterial geholt werden, der Dresdner Notenfundus war verbrannt. Es kamen die ersten Prokofjew-Partituren für den Dirigenten Joseph Keilberth...
Und nun stehe ich hier eben an dieser Stelle, wo ich vor vierzig Jahren niedergestürzt war im Bombenhagel. Stehe im festlichen Foyer wie damals. Nein, nicht wie damals. Damals war hier die Kasse, an der ich jeden Abend auf der Lauer lag, um für fünfzig Pfennige ein Stehplätzchen auf dem „Heuboden“ zu ergattern. Jetzt ist kein Heuboden mehr da, überhaupt kein fünfter Rang mehr, und man sieht ordentlich von jedem Platz aus.
Der Zuschauerraum ist breiter geworden. Das Parkett hat eine Schrägung bekommen. Die Sitze sind gepolstert, der Reihenabstand vergrößert, viel bequemer für lange Beine, falls man solche hat. Und in der Rückenlehne steckt die Klimaanlage. In den Rängen gibt's keine Logenhäuschen mehr, in denen man sich auf den hinteren Sitzen verrenken mußte, wollte man an den Zwischenwänden vorbeigucken. Nur Schmuckstreben erinnern noch an das alte Logenprinzip. Was sich alles verändert hat, bemerkt man überhaupt nur, wenn man den festlichen Raum ganz genau betrachtet. Er präsentiert sich in strahlendem Weiß mit dem berühmten sanften Semper-Grün. Die Brüstungen der Ränge sind mit Goldornamenten und Porträtmedaillons verziert. Die vielarmigen Messingleuchter ringsum tragen Kugelaufsätze aus Alabasterglas.
Und auf der Bühne kann man die Wände tanzen lassen. Der Fußboden, in sechzehn Quadratsegmente eingeteilt, läßt sich drehen und wenden, heben oder senken oder schräg stellen, wie man's gerade braucht. Alles natürlich elektronisch, auf Knöpfchendruck an unsichtbaren Steuerpulten. Semper hätte das für Hexerei gehalten. Und besonders beeindruckt hätte ihn sicher die gewaltige Orgel, die, eingepaßt in ein stilvolles Gehäuse auf einem Chassis ruhend, zur Vorderbühne gefahren werden kann. Vierhundert Scheinwerfer können aufleuchten. Außerdem hat das ganze Bauwerk noch zwei Stockwerke dazugekriegt, unter der Erde. Sie bieten Platz für die vielen technischen Einrichtungen.
Kongruenz zum einstigen Semperbau und Anspruch einer modernen Bühne im zwanzigsten Jahrhundert – beides mußte zu seinem Recht kommen. Eine Anforderung, die außerordentliche Erfindungsgabe und Kühnheit verlangte. Die hinzugekommenen Erweiterungsbauten, in der Diagonale angeordnet und durch Tunnelbrücken mit dem Theaterhaus verbunden, nehmen bei aller Modernität den Schwung des Semperbaus auf. Was hier geschaffen wurde unter Leitung von Chefarchitekt Wolfgang Hänsch, ich bin sicher, das geht ein in die Baugeschichte und wird herangezogen werden zu Vergleich und Maßstab. Es war eine Aufgabe, bei der man Superlative gleich häufen müßte.



Vorsicht, „Psyche“! Eine von vier Skulpturen, welche die Nischen an den Proszeniumslogen schmücken (oben).

Akustikprüfung mit dem „Kunstkopf“ und dem Geheimnis des guten Klanges auf der Spur (links).

★

Die letzte Vorstellung in der alten Semperoper war einst Webers „Freischütz“. Vierzig Jahre nach der Zerstörung, auf den Tag genau, nun das Sesam-öffne-dich!
Wenn hier von neuem das große C-Dur der „Freischütz“-Ouvertüre erklingt und der Schmuckvorhang sich hebt, dann seien wir dessen eingedenk, was dieses Haus hinter sich hat und hoffentlich an Großem vor sich.
Und nun gönnt allen, die an diesem großartigen Werk ihren Anteil haben, die Götterspeise des dankbaren Beifalls!

Zusatzfotos: Siegfried Thienel (1), Erwin Döring (2)

BILDER
UND STANDPUNKTE

Qualität- automatisierbar?

Der Blick auf den Arbeitsplatz eines Prüffeld-Technikers, ein kleiner Abschnitt unseres Stammbetriebes, der im jüngsten Stadtteil Berlins, in Marzahn, zu Hause ist. Ein Steuerschrank für eine Walzstraße in Moldawien steht gerade „unter Strom", muß auf dem elektronischen Prüfstand Farbe bekennen, ob seine Konstrukteure und Monteure solide gearbeitet haben und die Leistungsparameter erreicht werden. Die Meßdaten, die der Ingenieur und sein Prüfroboter erfassen, sind unbestechlich...

Ja, prüfen heißt vergleichen, kontrollieren, stets auch die eigenen Leistungen messen am internationalen Entwicklungsstand – eigentlich betrifft das jeden Angehörigen des Kombinats Automatisierungsanlagenbau, nicht zuletzt uns Außenhändler. Wenn ich ein neues Erzeugnis in solch einem Stadium erlebe, denke ich unwillkürlich an seinen künftigen Einsatzort. Wird es dort seine Aufgabe erfüllen, wird sich das Ergebnis für uns auszahlen?

Wir produzieren zuverlässige Leistungselektronik und Steuerungstechnik. Unsere Anlagen arbeiten in Kraftwerken der DDR wie Jänschwalde oder dem Kernkraftwerk Nord, in Schwedter und Leunaer Chemiebetrieben, in Walzwerken wie dem Bandstahlkombinat in Eisenhüttenstadt, im Dienste des Eisenbahnverkehrs, des heutigen Gesellschaftsbaus und und... Aber auch außer Landes bewährt sich seit Jahren unsere Automatisierungstechnik. So betreibt und steuert sie Zement- und Walzwerke in Syrien, Ägypten, Kuba und anderen Ländern. Momentan werden die Steuerschränke für ein Großkraftwerk in Griechenland, für ein Zementwerk in den Vereinigten Arabischen Emiraten und eben für ein Walzwerk in Moldawien und einen großen Chemiekomplex bei Tomsk produziert und montiert.

Wir sind mit unserer Arbeit ein zuverlässiger Partner. Sind wir aber auch schon genügend zukunftsorientiert? Automatisierte Fertigungsabschnitte werden künftig in unserer Industrie immer deutlicher den technologischen Fortschritt bestimmen. Daraus ergibt sich eine unerbittliche Konsequenz: höchste Ansprüche an die Qualität unserer Produkte, tägliches Ringen um die Null-Fehler-Produktion.

Der Weg eines Erzeugnisses – vom Reißbrett bis zur produktionswirksamen Übergabe an den Kunden – ist weit. Viele Köpfe und viele Hände geben ihm sein Profil. Entscheidend ist, daß sich dabei jeder auf jeden verlassen kann. Der Montageschlosser auf den Mann am Reißbrett, der die Qualität der Konstruktion maßgeblich bestimmt. Der Auslandsmonteur auf den Prüffeldingenieur im Heimatwerk, kann er doch durch dessen Qualitätsprüfung schnell und möglichst störungsfrei die Montage am Einsatzort bewältigen – außerdem Devisen sparen. Der Außenhändler auf den Produzenten, gibt ihm doch erst dessen Gütearbeit die nötige Sicherheit beim Verhandeln. Das gilt ausnahmslos auch umgekehrt. Meine Markterfahrungen als Außenhändler wirken sich spürbar auf die Arbeit des Mannes in der Werkhalle aus. Er erwartet von mir die Wertung seiner Arbeit durch den Kunden und Aussagen über die Zuverlässigkeit unserer Anlagen unter den spezifischen Bedingungen am Einsatzort. Schließlich habe ich aus den perspektivischen Anforderungen des Marktes Hinweise für den täglichen Arbeitsprozeß im Kombinat einzubringen.

Dieses enge Zusammenwirken ist um so wichtiger, da die Anforderungen an uns wachsen. Durch die Planerfüllung im Export des vergangenen Jahres haben wir uns eine solide Basis geschaffen, gehen deshalb gut vorbereitet zur Leipziger Frühjahrsmesse.

Dr. Günter Minnich,
Abteilungsleiter
Außenwirtschaft im VEB Kombinat
Automatisierungsanlagenbau

Foto: Detlev Steinberg

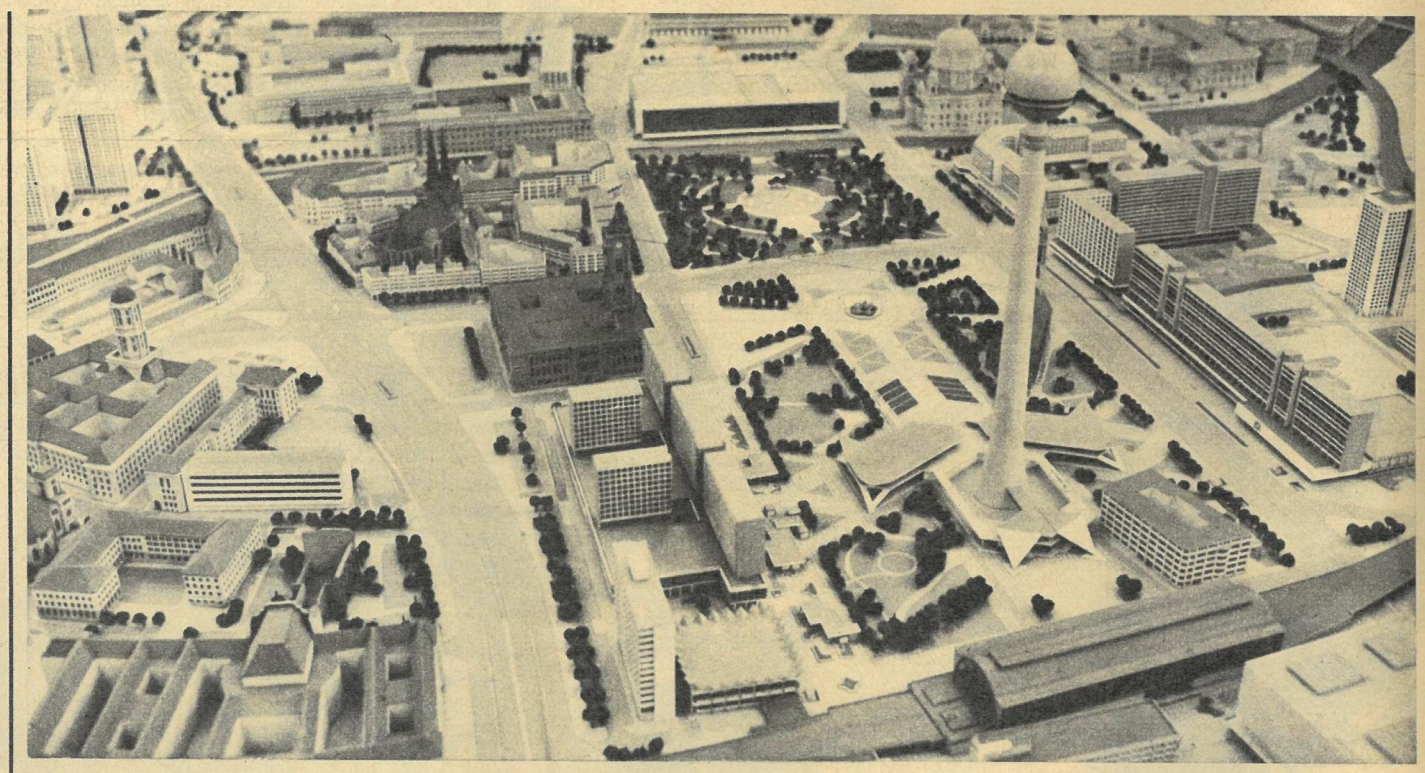
In memoriam Gottfried Grünberg
1899–1985

Für ihn war der Bruderbund zur Partei Lenins, war die Freundschaft zum Sowjetland und seinen Menschen nie bloßes Lippenbekenntnis. Sie war ihm Herzenssache, bestimmend für sein sinnerfülltes Leben. Der standhafte Kommunist, der 1928 den Weg zur Partei Thälmanns gefunden hatte, der als Offizier der XIII. Brigade „Dombrowski" gemeinsam mit polnischen Antifaschisten unter Spaniens Himmel gegen die Franco-Söldner stand, kämpfte Jahre später als Freiwilliger in den Reihen der Roten Armee gegen die Feinde des eigenen Volkes, die deutschen Faschisten. Von der Regierung der Sowjetunion wurde Gottfried Grünberg für seine Tapferkeit ausgezeichnet. Nach der Befreiung unseres Volkes durch die Hauptkraft der Anti-Hitlerkoalition, die erste Arbeiter-und-Bauern-Armee der Welt, setzte er all seine Erfahrungen, setzte er all seine Kraft für den Aufbau und die Stärkung unseres Staates ein, der von seiner Geburtsstunde an die Freundschaft zur Sowjetunion zur politischen Realität machte. Von 1950 bis 1956 war Genosse Grünberg Generalsekretär der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und wirkte unermüdlich für die Festigung des Bruderbundes. Später wurden ihm verantwortungsvolle Aufgaben in der Nationalen Volksarmee übertragen.

● Kurz berichtet

Im Gebiet Jiangling entdeckten chinesische Archäologen wertvolle alte Manuskripte. Es handelt sich um mehr als hundert Inschriften auf Bambus, die aus der Zeit der westlichen Han-Dynastie (206 v. u. Z.–24 u. Z.) stammen, Ereignisse militärischen Charakters beschreiben sowie medizinische und mathematische Themen zum Inhalt haben.

Die ersten Briefe und Pakete, die den Poststempel von Jamburg tragen, dem im Bau befindlichen Zentrum der Erdgas- und Erdölförderer in Nordwestsibirien, gingen kürzlich auf die Reise. Voraussetzung dazu war die trotz extremer Polarbedingungen rechtzeitige Fertigstellung des ersten Postamtes der Stadt.



Berlin – schöner denn je

Das Zentrum der Hauptstadt im Modell (Bild oben): Das wiederaufgebaute Rote Rathaus, der weit über die Dächer der Stadt ragende Fernsehturm, der lang dahingestreckte Palast der Republik… Nichts erinnert mehr an das, was 1945 vom Zentrum übriggeblieben war: eine Trümmerwüste. Rings um die Nikolaikirche wachsen gegenwärtig die Wohnkomplexe, errichten Bauleute historisch-originalgetreu und in neuer Schönheit ein Stück des alten Berlin. Hier, zwischen dem heutigen Marx-Engels-Platz und der Spree, zwischen Molkenmarkt und Breite Straße, entstand die Stadt aus Cölln und Berlin. Im Oktober 1987 werden es 750 Jahre, daß sie das erste Mal urkundlich erwähnt wurde. Zur Vorbereitung des Jubiläums konstituierte sich am 7. Februar das Komitee der DDR, dem 169 Persönlichkeiten aus allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens angehören und dessen Vorsitz Erich Honecker übernommen hat. Mit Freunden aus aller Welt wird die Hauptstadt der DDR diesen Festtag im Sinne des Friedens und der Völkerverständigung würdig begehen.

Berlin mit seiner langen und wechselvollen Geschichte war stets mit dem Kampf zwischen Fortschritt und Reaktion verbunden. Seine Bürger erhielten durch die Befreiungstat der Sowjetarmee vor 40 Jahren die Chance, Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen. In den zurückliegenden Jahren wurde für die Bürger der Hauptstadt mehr für ein besseres Leben getan als in Jahrhunderten davor.

Wenn 1987 sich Gäste aus dem In- und Ausland zur 750-Jahr-Feier treffen, erstrahlt Berlin in neuem Glanz. Die Friedrichstraße, die berühmte, wird sich attraktiv und großstädtisch präsentieren. In den Stadtbezirken Berlin-Marzahn und Berlin-Hohenschönhausen, in den Wohnungen rund um den Thälmann-Park finden Tausende Bürger ein neues Zuhause. Mit der Konstituierung des Vorbereitungskomitees zum Jubiläum erhält der weitere Auf- und Ausbau der Hauptstadt neue Impulse. Berlin wird schöner – schöner denn je.

Fotos: Volker Hohlfeld, FW-Archiv

Von Prag an Spree und Elbe

Auskünfte exklusiv für FREIE WELT gab in Dresden am Vorabend der Eröffnung der Semperoper Kammersängerin Jana Smitková von der Komischen Oper Berlin.

– Sie stehen als Agathe in Webers „Freischütz" auf der Bühne. Haben Sie Lampenfieber?

– Ja, immer, wenn eine Premiere ins Haus steht. Doch diesmal kribbelt es noch mehr als sonst. Sicher hängt das auch mit der großen Verantwortung zusammen, die wir Künstler haben, damit dieses bedeutende, festliche Ereignis gut gelingt.

– Singen Sie zum ersten Mal als Gast in Dresden?

– O nein, ich kenne das Ensemble seit Jahren und erinnere mich beispielsweise noch gern an jene schöne Inszenierung von Dvořaks „Rusalka", die hier 1981 Premiere hatte und in der ich die Titelrolle singen durfte. Überhaupt fühle ich mich mit Dresden besonders verbunden. Ich mag die Atmosphäre dieser Stadt. Außerdem liegt's auf halbem Weg in meine Heimat. Ich stamme aus Prag, das ich leider viel zu selten sehe.

– Wie kamen Sie von der Moldau an die Spree?

– Das war einfach und schwierig zugleich. In Prag habe ich am Konservatorium und an der Musikakademie studiert, war ein Jahr lang beim Armee-Ensemble und ging dann ins Engagement nach Liberec, später nach Brno. An das weitaus kleinere Haus in České Budějovice lockten mich, die ich bisher Mezzo gesungen hatte, die Sopranpartien, zum Beispiel die Rusalka.

– Es war also mehr als ein Ortswechsel, war der gewagte Schritt in ein neues Fach...

– ...und der erste auf dem Weg nach Berlin! Joachim Herz, heute Chefregisseur an der Semperoper, der auch den „Freischütz" inszenierte, machte damals an der Komischen Oper Janáčeks „Katja Kabanowa", suchte eine Sängerin für die Titelpartie und holte mich zum Vorsingen...

– ...und Sie bekamen die Rolle und von Felsenstein einen festen Vertrag.

– Ja, ich wollte mit diesem wunderbaren Regisseur arbeiten, von seinen Arbeitsmethoden, Musiktheater zu machen, lernen. Trotzdem war ich in der ersten Zeit nicht sehr glücklich. Es hing viel persönlicher Verzicht daran, die Familie war weit weg und – ich kannte kein einziges deutsches Wort. Im Fahrstuhl wußte ich nicht mal, welchen Knopf ich drücken mußte. Manchmal hab' ich geheult wie ein Krokodil. Drei Rollen studierte ich mit Hilfe eines Dolmetschers ein, dann meinte Felsenstein, es müsse was passieren. Also nahm ich Intensivkurse in deutscher Sprache. Heute kann ich darüber lachen, aber damals...

– Seither haben Sie mit großen Regisseuren gearbeitet...

– Ja, ich sang in den Felsenstein-Inszenierungen von Kodálys „Hary Janos" und Bizets „Carmen". Unter der Regie von Professor Herz sang ich die „Madam Butterfly", die Ellen in „Peter Grimes", die Erste Dame in seiner Leipziger Inszenierung der „Zauberflöte" und in der Dresdner Inszenierung von Harry Kupfer die Pamina.

– Sie singen auch die Blazenka in „Das Geheimnis", Ann in „The Rakes Progress", die Laura im „Bettelstudent", Eva in „Die Meistersinger". Gibt es für Sie dennoch eine Lieblingsrolle?

– Ja, doch zunächst: Es gibt für mich keine kleinen Rollen. Jede erfordert immer neue große Intensität und auch echte Partnerschaft, denn ich muß mit der Rolle am Abend leben können, nicht der Regisseur. Aber natürlich gibt es auch Wünsche, die „Jenufa" von Janáček wäre einer. Doch jetzt galt Agathe meine ganze Arbeit. Klaus König vom Dresdner Opernensemble singt den Max. Er wird zum ersten Mal mein Partner sein (siehe unser Titelbild – Die Red.).

– Frau Smitková, Ihnen, ihm und allen Künstlern toi – toi – toi!

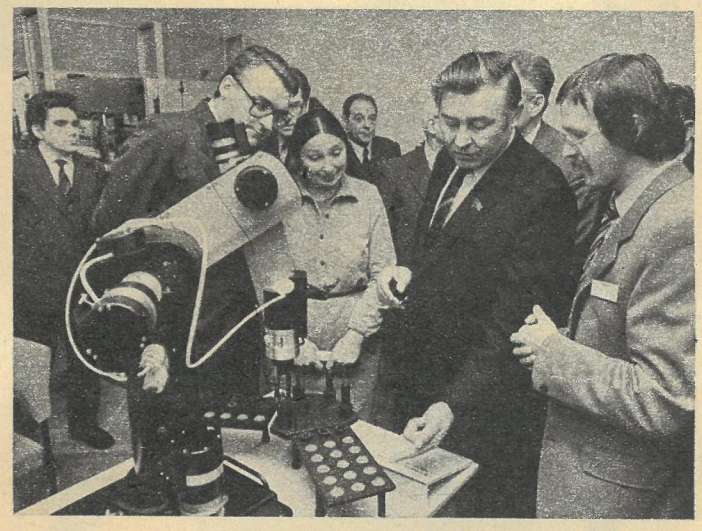
Interview: Ursula Weil

Lebenshilfe

Lastwagen aus der Sowjetunion im Hafen Assab am Roten Meer. 300 dieser geländegängigen Fahrzeuge inklusive Kraftfahrern stellte die UdSSR zur Verfügung, um den schnellen Transport der hier gelöschten Hilfsgüter für die vom Hunger betroffenen Menschen Äthiopiens zu sichern. Neben 10 000 Tonnen Reis, Medikamenten, Zelten und Decken kamen aus der Sowjetunion auch Tankwagen und Bohrausrüstungen für die Suche nach Wasservorräten. Sowjetische Flugzeuge und Hubschrauber helfen außerdem bei der Umsiedlung aus den Dürregebieten in fruchtbare Landesteile.

Exportmuster

Industrieroboter von ROBOTRON – zu besichtigen auf einer Ausstellung des Kombinats in der DDR-Handelsvertretung in Moskau. Großes Interesse fanden die Exponate beim Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der UdSSR Guri Martschuk (Mitte). 60 Prozent des Exports von ROBOTRON werden in die Sowjetunion geliefert, 90 Prozent der Forschung und Entwicklung sind mit sowjetischen Partnern abgestimmt.



Eisromantiker

In den Spuren des „romantischen" Eistanzpaares Irina Moissejewa/Andrej Minenkow wandeln die 18jährige Marina Klimowa und der 23jährige Sergej Ponomarenko. Die beiden, inzwischen miteinander verheiratet, begannen die nacholympische Saison mit einem neuen Programm, das ihnen bereits beim „enia"-Cup von Den Haag und beim „Moskowskije Nowosti"-Preis in Moskau überzeugende, eindrucksvolle Siege bescherte.

Gummispender

Aus diesen heute noch winzigen Bäumchen wird in etwa zehn Jahren Kautschuksaft fließen. Unter den mehr als 100 Plantagen im Süden Vietnams zählt die in der Provinz Gia Lai-Kontum zu den jüngsten. Im vergangenen Jahr erhöhte sich die Gesamtfläche des mit Kautschukbäumen bepflanzten Bodens im Lande auf 150 000 Hektar. Diese enorme Steigerung – 1983 waren es nur 100 200 Hektar – wurde auch durch sowjetische Hilfe erreicht.

Klangbauer

Der Moskauer Juri Potschekin lernte mit 6 Jahren Geige spielen, mit 14 begann er Instrumente zu bauen, wurde inzwischen zum gefragten Meister. In Hradec Králové wird er am internationalen Wettbewerb um den Nedbal-Preis im Bratschenbau teilnehmen.

Sonderpreis

„Stafette des Gedenkens". So nannte Arnold Bowkun aus Kiew sein Bild, das jetzt auf der 8. Berliner Internationalen Fotoausstellung (bifota) den Sonderpreis von FREIE WELT erhielt. Die unterm Fernsehturm gestaltete Schau ist noch bis zum 24. Februar zu sehen. Sie vereint Arbeiten von 418 Autoren – eine Auswahl aus rund 8000 Einsendungen von 1600 Autoren aus 46 Ländern.

Morgenspaß

Bei der unweit von Vilnius in der Litauischen SSR lebenden Familie Samalaitis gehört Sport seit Jahren zum gesunden Alltag. Sie ist keineswegs eine Ausnahmeerscheinung. Wie der Statistik zu entnehmen ist, treibt jeder dritte Bürger der Sowjetunion Sport. Über 80 Millionen Menschen sind in Sportvereinen organisiert, nutzen aktiv Tausende Stadien, Sportsäle und Schwimmhallen.

Volkskunst

Kunsthandwerk, das ohne Mühe seine Käufer findet, entsteht im örtlichen Keramikbetrieb von Aljochowschtschina am Fluß Ojati (Leningrader Gebiet). Hier, in ihrem Heimatdorf, gehört Valentina Firsowa zu denen, die eine jahrhundertealte Tradition fortsetzen und pflegen: das Töpfern. Unter geschickten Händen entstehen aus einheimischem Rohstoff so alle Arten von Geschirr, das vor dem Brennen mit originellen russischen Ornamenten bemalt wird.

Es begann in Weimar

„Die Russen kommen! – Mit diesen Worten rannten wir, klein und groß, an die Straße, durch die der Konvoi aus LKW mit den Soldaten und Panjewagen hinter zottligen Pferden in Weimar einzog. Ich war acht Jahre alt an diesem Julitag 1945. Vater war aus dem Krieg nicht heimgekehrt, und die Oma wie auch meine Mutter hatten sich nicht aus dem Haus gewagt. Die Goebbelspropaganda saß tief. Auch die Amis, die tags zuvor die Stadt verlassen hatten, waren nicht daran interessiert gewesen, das Bild vom ‚bösen Russen' zu ändern. Du kannst dir vorstellen, wie die beiden Frauen guckten, als zwei sowjetische Offiziere in unserem Haus einquartiert wurden." Peter Waldow muß schmunzeln, wenn er heute diese Geschichte erzählt. Er ist gerade vor einigen Tagen auf der Jahreshauptversammlung zum Vorsitzenden der DSF-Grundeinheit der Leitung des Volkseigenen Kombinats Verbundnetze Energie wiedergewählt worden. „Ganz gewiß hatte die Begegnung mit Sowjetmenschen einen entscheidenden Einfluß auf meine Entwicklung", sagt der Diplomingenieur. „Wir merkten bald, daß unsere Vorstellungen über sie nur auf Lügen aufgebaut waren. Die einquartierten Offiziere unterstützten uns in der nicht leichten Nachkriegszeit, und wir versuchten, ihnen das Leben bei uns angenehm zu machen. Ich fand außerdem in der Nachbarschaft viele sowjetische Spielgefährten. Sie lernten dabei etwas deutsch und ich ein wenig russisch. So war es für mich eigentlich ein natürlicher Schritt, daß ich bereits während meiner Lehrzeit in die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft eintrat." Peter Waldow, seit über dreißig Jahren in der Energiewirtschaft beschäftigt, ist seit dem Jahre 1972 ehrenamtlicher Funktionär der Freundschaftsgesellschaft und schon fünf Jahre Vorsitzender seiner Grundeinheit und Mitglied des Kreisvorstandes in Berlin-Marzahn. Besonders stolz ist er, daß 530 Mitarbeiter der Kombinatsleitung Mitglieder der Gesellschaft sind: 97 Prozent. „Mein Ziel aber sind hundert Prozent", setzt Peter Waldow hinzu. „Und ich möchte nicht nur zahlende Mitglieder, sondern solche, die auch bereit sind, aktiv mitzuarbeiten." Und Arbeit haben sich Peter Waldow und seine Freunde genug vorgenommen. In Vorbereitung auf den 40. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus reicht die Palette ihrer Vorhaben vom Fotowettbewerb „Mein Erlebnis in der Sowjetunion" bis hin zum gemeinsamen Bäumepflanzen mit sowjetischen Soldaten und Bürgern Marzahns im „Hain der Freundschaft". Eine der wichtigsten Veranstaltungen aber sieht Peter Waldow in der Aufnahme von Schülern der Patenschule in die Freundschaftsgesellschaft. Und gewiß wird die kleine Geschichte, wie er zum ersten Mal Menschen aus der Sowjetunion begegnete, bei den jungen Leuten von heute nicht ohne Wirkung bleiben.

Hajo Obuchoff

Computerkrieg im Kinderzimmer

Der „Krieg der Sterne“ findet längst statt: in den Wohnzimmern, an Computer-Videospielen. Von Kinderhänden bedient, werden Schlachten ausgetragen, wird der Gegner gejagt. Die Elektronikspielzeug-Firma Activision bietet in der BRD an: „Laser Blast – Duell im Weltall. Um Lichtjahre anderen Weltraumspielen voraus ist das Duell im Weltall! Fremdlinge von fremden Planeten versuchen, Sie als Kommandanten mit ihrer intergalaktischen Raumschiff-Flotte fertigzumachen. Gut möglich, daß Sie im Eifer dieses Kampfes Ihren Fernseher in die Luft jagen, aber Sie können durch phantastische Reaktionen das gräßliche Schicksal abwenden…“ Nur ein Spiel, winken viele Eltern zwischen New York und Bonn ab und gewöhnen sich an die tagtäglichen Zeitungsmeldungen, daß der Krieg im Kosmos im amerikanischen Verteidigungsministerium bereits geplant wird. Die „Fremdlinge“ der Videospiele sind Phantome, sie tragen kein deutbares Antlitz, auch keinen fünfzackigen roten Stern am Helm. „Fremdlinge von fremden Planeten“ – ein ungefährliches Märchen? Wie fremd ist vielen Erwachsenen und gar den Kindern der östliche Nachbar, den sie durch Schule und Massenmedien als Feind und künftigen Gegner kennenlernen? Der Knopfdruck am Videogerät ist ein Spiel, doch verantwortungsvolle Psychologen und Pädagogen warnen: Das „Vergnügen“, Massenmorde per Knopfdruck zu veranstalten, kann eine dauernde Schädigung der kindlichen Gefühlswelt zur Folge haben, kann die Illusion erwecken, ungestraft andere Leben auszulöschen, ohne selbst Opfer zu werden. Die Kinder erfahren von klein auf die Sowjetunion als ein bedrohliches Phantom. Sie wissen nicht, daß dieses Gespenst immer dann pünktlich spukt, wenn das Rüstungsbudget zur Debatte steht. In Unkenntnis dieser Zusammenhänge bleibt ein Feindbild haften, das unbewußt mit den „Fremdlingen von fremden Planeten“ identifiziert wird. Die Verherrlichung der Gewalt im Kinderzimmer, gepaart mit einem antikommunistischen Weltbild, kann zur Voraussetzung für tatsächliche Gewalt werden. Und darin liegt die Gefahr der kindlichen Computerspiele.

Hans Bergmann

Schwarzkitteln an die Schwarte

Weder knackender Frost noch tief verschneite Wälder halten sie ab – die Freizeitjäger, die in den Wintermonaten an der Pirsch auf Schalenwild und Pelztiere teilnehmen. Hier im Bereich der Wyssokowsker Jagdwirtschaft im Moskauer Gebiet geht es den Schwarzkitteln an die Schwarte. Die Zählung vor Beginn der Jagdsaison ergab für die Reviere des Gebietes einen Bestand von rund 5000 Wildschweinen, der nun den Weidmännern seinen exakt kalkulierten „Zoll“ entrichten muß. Allerdings… zur Jagd zugelassen wird nur, wer sich zuvor bei der Hege verdient machte. Eine Auszeichnung also für diejenigen, die im Sommer Futter einlagerten und auf vielen Gängen das Befinden der Tiere wie das Verhalten der Menschen im Walde kontrollierten. Anatoli Korolkow, Vorsitzender des Zentralen Verbandes der Jäger und Anglergesellschaften der RSFSR: „Gegenüber unseren Mitgliedern verfolgen wir eine konsequente Linie. Wer nicht zur Mehrung der Tierwelt in den Wäldern und Gewässern beiträgt, darf keine Jagdflinte schultern und keine Angel in die Hand nehmen…“ – Der Verband betreut 4770 Jagd- und Fischereireviere mit einer Gesamtfläche von 187 Millionen Hektar, hinzu kommen mehr als 2,7 Millionen Hektar natürlicher Binnengewässer. In Zuchtrevieren und Reservaten wächst zusätzlicher Nachwuchs an Jagdwild heran, jährlich werden etwa 5000 Säugetiere, 20 000 Vögel sowie über 30 Millionen Stück Fischbrut in die Natur eingebracht. Mitglied des Verbandes – zur Zeit sind es 2 300 000 allein in der RSFSR – kann jeder Bürger von mindestens achtzehn Jahren werden. Der Beitrag ist für Jäger auf jährlich zehn, für die Angler auf fünf Rubel festgesetzt. Eine Aufnahmekommission prüft die Kenntnisse des Bewerbers in der Biologie jagdbarer Tiere, in Waffenkunde und Hundehaltung sowie in den Vorschriften und Gesetzen des Jagdwesens. Finanzielle Einnahmen hat der Verband auch durch eigene Verarbeitungsbetriebe und Verkaufsstellen. Für die Mitglieder wurden in den vergangenen Jahren über 3000 Jägerherbergen und 4700 Jagdhütten errichtet. An Seen und Flüssen entstanden Ausleihstationen, bei denen man für Ausflüge zu Wasser Motor- oder Ruderboote mieten kann. Besonders beliebt sind die komfortablen Ferienheime des Verbandes an den Flußarmen des Wolga-Deltas. Dort hat dann nicht nur der Jäger mit seiner Familie, sondern auch die Büchse Ruh… *Hans Frosch*

● Erfahrenes

Die Frau ist die treibende Kraft, die im Manne sein besseres Ich zu wecken vermag, seinen Elan und Ehrgeiz anspornt. Mich faszinieren Frauen, die Phantasie haben, witzig sind und ihre eigene Meinung zu vertreten wissen.

Schlagersänger Karel Gott

● Am Rande

Anatoli Nikonowitsch aus dem Dorf Uschakowo am Amur erblickte beim Angeln, wie unweit von ihm ein kräftiger Bär ins Wasser stapfte, um ans andere Ufer zu schwimmen. Plötzlich be-

gann Meister Petz zu brüllen und um sich zu schlagen. Als er dann aus den Fluten stieg, sah der verdutzte Angler den Grund der Aufregung: In des Bären Hinterteil hatte sich ein riesiger Wels verbissen, der nun auf dem Trockenen seinen Unterwasser-Übermut mit dem Leben bezahlen mußte.

● Splitter

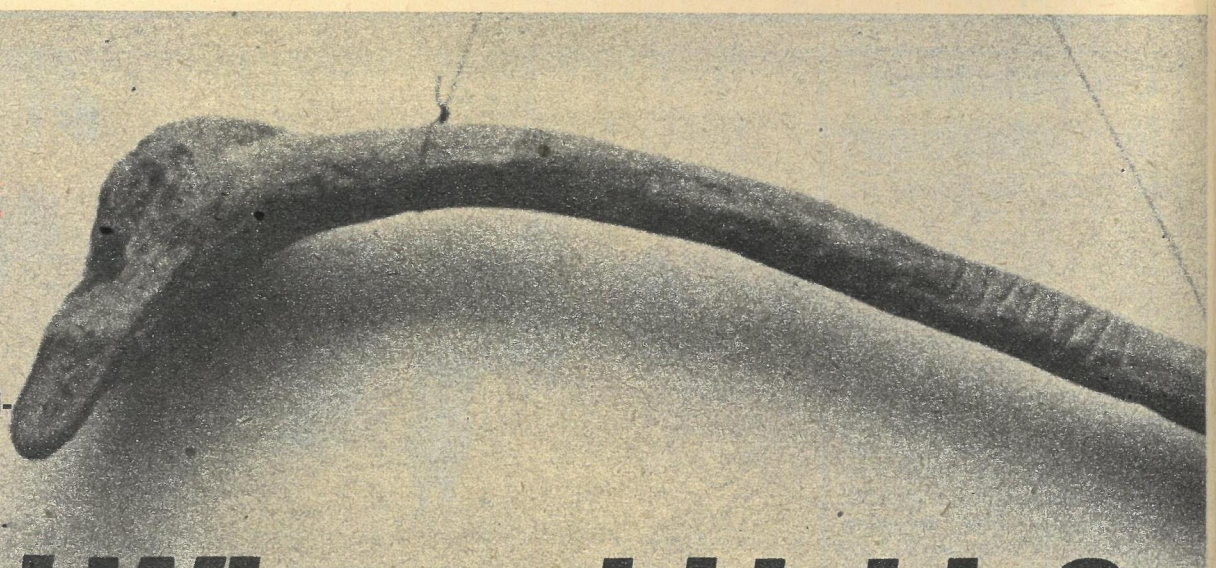
Daß die ausgedehnten Walnuß-Haine Georgiens im 18. und 19. Jahrhundert fast völlig abgeholzt worden waren, galt als bekannt. Neu dürfte sein, was unlängst eine ungewöhnliche Zählung ergab: Auf 14000 ha gedeihen in dieser Sowjetrepublik über 1 Million Walnußbäume. Ihr edles Holz ist in der Möbelindustrie ebenso gefragt wie Wurzeln und Rinde für die Gewinnung haltbarer, natürlicher Farben.

Daß die Wissenschaft ständig neue Erkenntnisse gewinnt, machte ein Mammutzahn deutlich, der in der Siedlung Woskressenskoje im Archangelsker Gebiet gefunden wurde. Sein Alter beträgt nicht mehr als 5000 Jahre. Bisher hatte man angenommen, daß diese riesigen Säugetiere hier bereits vor 8000 bis 13000 Jahren ausgestorben sind.

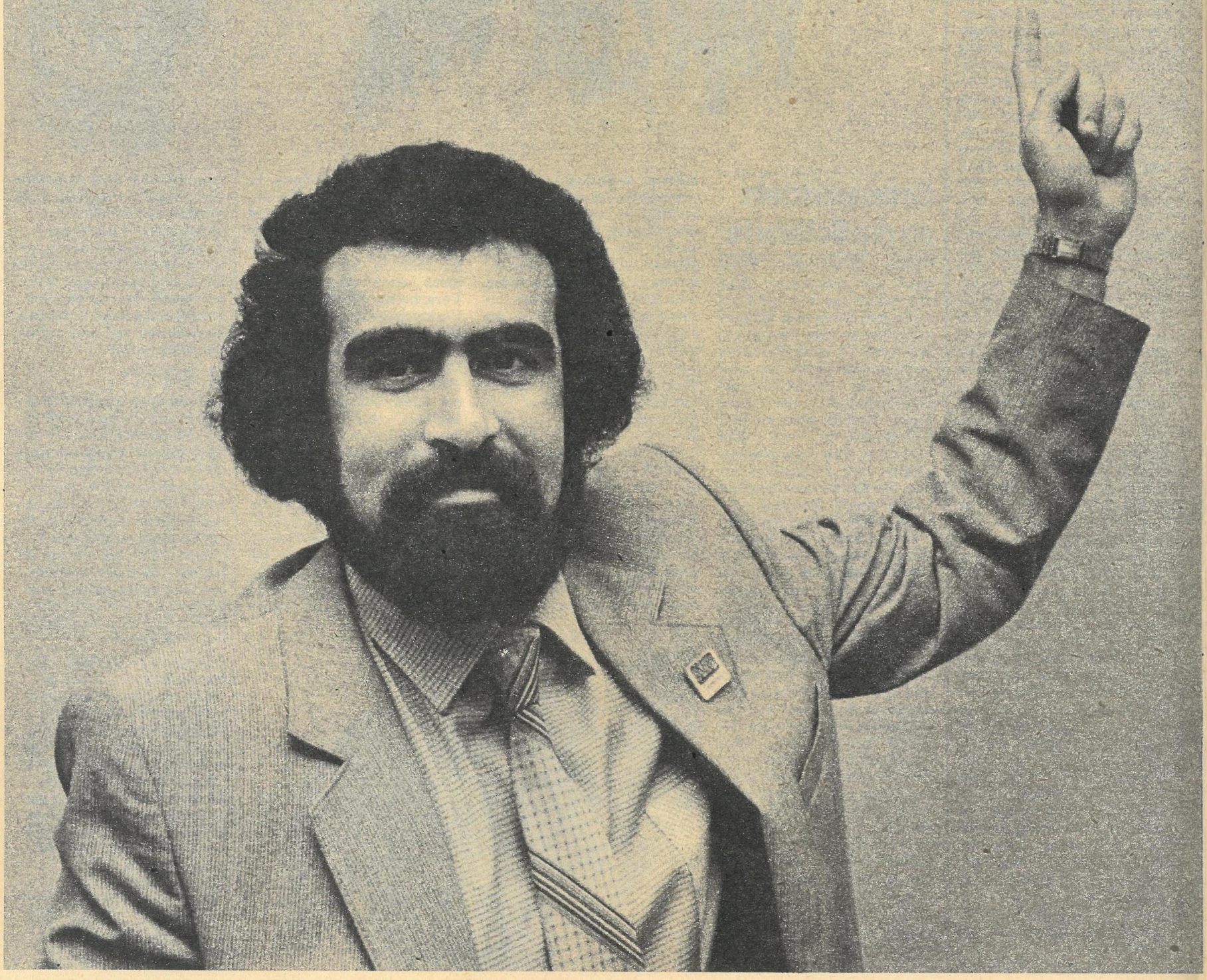
Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: A. Paszkowiak, V. Billeb, V. Hohlfeld, TASS/G. Gawrieljan, W. Jazina, A. Jakowlew, I. Kurtow, A. Sabaljauskas, A. Puschkarew (3), ADN-ZB/VNA, A. Bowkun, Vignette: D. Schüler

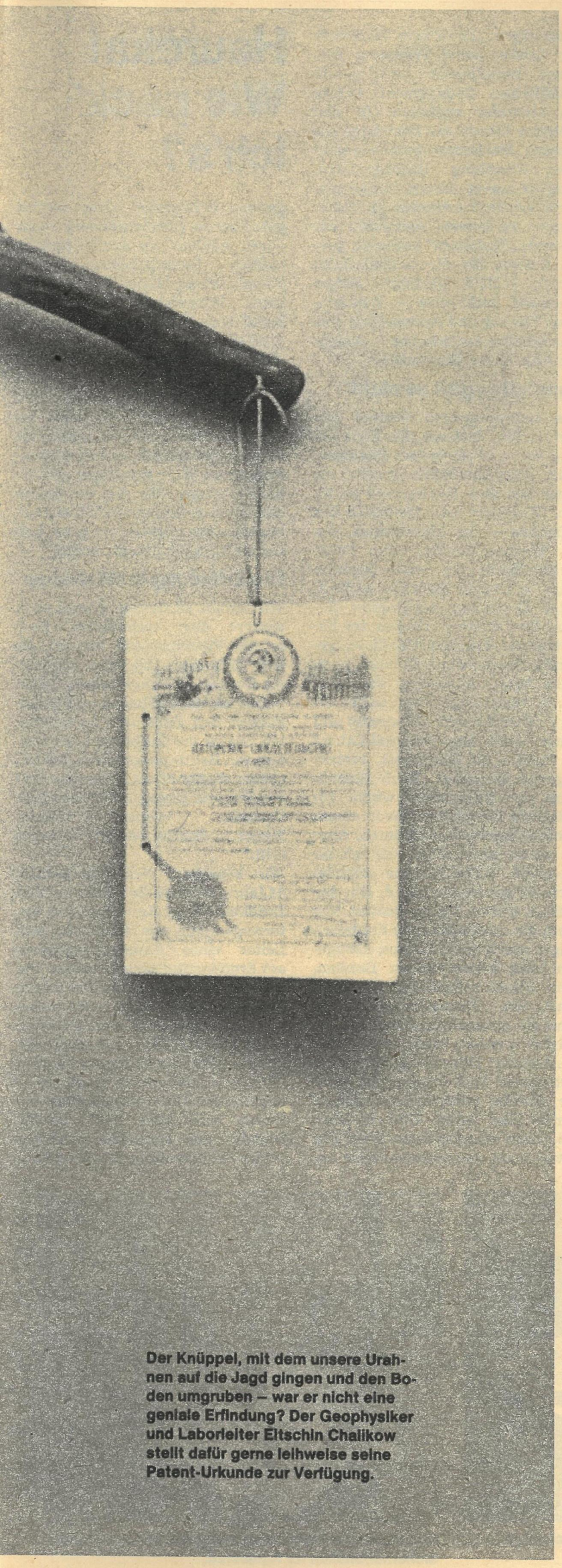
PATENTE & TALENTE

FREIE WELT-Reporter Wolfgang Scheel (Text) und Volkmar Billeb (Foto) in der Bakuer Erfinderschule. Dieser Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung von APN

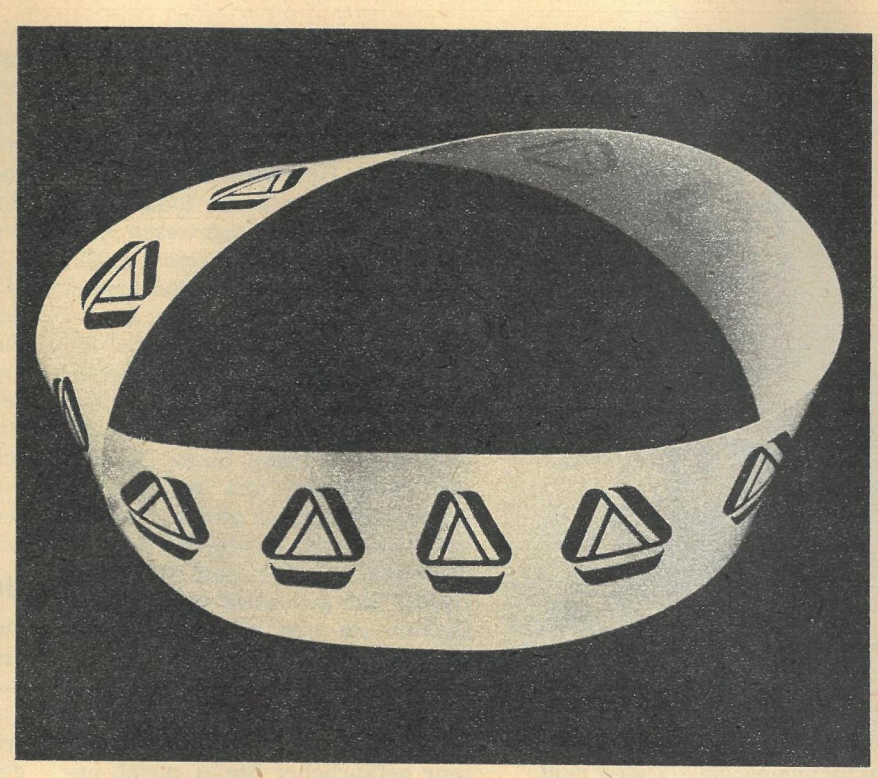


Heureka! Wie pack' ich's?





Der Knüppel, mit dem unsere Urahnen auf die Jagd gingen und den Boden umgruben – war er nicht eine geniale Erfindung? Der Geophysiker und Laborleiter Eltschin Chalikow stellt dafür gerne leihweise seine Patent-Urkunde zur Verfügung.



Das Möbiussche Band – Markenzeichen der Bakuer Erfinderschule

Mitten im alten, ehrwürdigen und anheimelnden Baku, der aserbaidshanischen Metropole am Kaspischen Meer. Eine Straße im Zentrum, unweit der erhalten gebliebenen Festungsmauern, der Minarette und Moscheen aus orientalischer Vergangenheit. Ein mehrstöckiges Haus ohne besondere Merkmale. Ein kleines Türschild, das man übersehen könnte, wüßte man nicht, was sich dahinter verbirgt: eine ungewöhnliche Schule, in der gelehrt wird, ungewöhnlich zu denken. Eine Schule, die hoch im Kurs steht bei der technisch interessierten Jugend Bakus. Denn hier kann jeder erproben, ob er das Zeug dazu hat, ein Erfinder zu werden.

„Heureka – ich hab's gefunden." Die Legende hat uns übermittelt, daß Archimedes von Syrakus, Mathematiker und Forscher der Antike (etwa 287 bis 212 v. u. Z.), diesen berühmten Ausruf tat, als er, im Bade sitzend, die Lösung fand, einen goldenen Kranz auf unedle Metallbestandteile prüfen zu können. Voller Entzücken darüber soll er nach Hause geeilt sein, ohne sich vorher anzukleiden. Ja, ja, unsere Vorfahren!

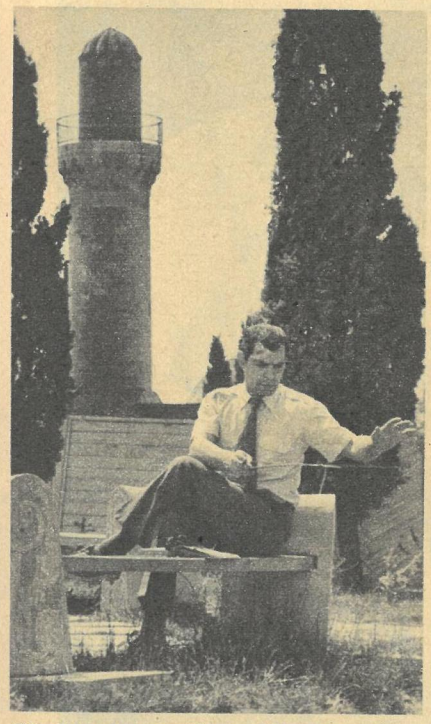
Ganz so enthusiastisch, jedenfalls auf den ersten Blick, geht es bei den Hörern und Lehrern der Erfinderschule Bakus Ende 1984 nicht zu. Eine Atmosphäre wie in der Vorlesungspause in einem x-beliebigen Hörsaal empfängt den Besucher. Nur daß der Raum durch die verschiedenartigen Demonstrationsbeispiele an Wänden und auf Tischen – Zeichnungen, Karten, Fotos, Modelle von Exponaten – intimer wirkt. Heute findet keine Vorlesung statt. Vorherrschend der Disput im Duo oder in kleinen Grüppchen, die sich vorerst auch nicht von Gästen „in ihren Kreisen" stören lassen. Erfahrungsaustausch für Eingeweihte, Konsultation für Lehrer, Konstrukteure und Laborleiter, jeden Mittwochabend auf dem Programm, oft bis 23 Uhr dauernd. Die Seminare mit den Hörern und die praktische Arbeit in den Labors finden an anderen Abenden und vor allem am Wochenende statt.

Bereits unser erstes Gespräch mit dem agilen Direktor dieser „Schule", Tofik Imamalijew, 36jähriger Patentingenieur, bedeutet uns, daß eine Portion Besessenheit schon dazu gehört, um hier bestehen zu können.

„Wir sind eine gesellschaftliche Institution, getragen von der Allunionsgesellschaft der Erfinder und Neuerer, besonders gefördert vom ZK des Komsomol Aserbaidshans, unterstützt von unserer Akademie der Wissenschaften.

Wer zu uns kommt, tut dies aus eigenem Antrieb. Wir machen deshalb auch keinerlei Einschränkungen hinsichtlich des Alters und des Berufes, ob noch Schüler oder Student, ob Arbeiter oder Ingenieur. Eigentlich kann jeder hier eintreten. Zwei Voraussetzungen braucht er allerdings dafür: Er muß in sich den Drang spüren, etwas Neues schaffen zu wollen und bereit sein,

Fortsetzung Seite 18



Direktor Imamalijew: „Zuerst muß man lernen, den nötigen Respekt vor jeder technischen Aufgabe zu haben und anstreben, sie auf höchstem Niveau zu lösen. Das kollektive Schöpfertum hilft dabei."

viel zu arbeiten. Das Fachwissen setzen wir voraus, wir lehren, es schöpferisch zur Lösung technischer Aufgaben zu gebrauchen."

Das Markenzeichen

Jede Firma, die auf sich hält, drückt mit ihrem Markenzeichen zugleich ihren Stil aus. Das Zentrum für Methodologie des Erfindertums, wie sich die Bakuer heute nennen, wählte dafür das Möbiussche Band. Die einfache und faszinierende Entdeckung des deutschen Mathematikers August F. Möbius Mitte des 19. Jahrhunderts: die „einseitige" Fläche, anschaulich durch einen verdrillt zusammengehefteten Papierstreifen.

„Unsere Symbolik dafür, daß das, was wir machen, nicht alltäglich ist", erklärt Tofik Imamalijew. Und sofort improvisiert er mit uns eine Übungsstunde, was man mit diesem Band alles anstellen kann. Zuerst fahren wir mit dem Bleistift längs seiner Mittellinie und gelangen ohne abzusetzen wieder zu unserem Ausgangspunkt. Dann zerschneiden wir es auf diesem Wege und erhalten nicht etwa zwei Teile, sondern einen Ring von halber Breite und doppelter Länge. Nach nochmaligem Schnitt hängen zwei Ringe wie Kettenglieder ineinander. Schnell stellt sich allerdings heraus, daß wir für das Finden einer Lösung, wo das Möbiussche Band wohl am sinnvollsten im technischen Bereich eingesetzt werden kann, nicht trainiert genug sind. Uns leuchtet aber ein, daß sich beispielsweise beim Schleifen oder Magnetspeichern sein doppelter Effekt durch die „einseitige" Fläche wirksam auszahlen könnte. Ein interessantes Denkspiel. Doch nicht deshalb sind wir hier, sondern um jene kennenzulernen, die für den guten Ruf dieses Zentrums weit über die Republikgrenzen Aserbaidshans hinaus gesorgt haben.

Rund 300 Urheberscheine, eingetragen beim Moskauer Staatlichen Komitee für Erfindungswesen, sind von Absolventen dieses gesellschaftlichen Instituts bisher erworben worden. Ökonomisch ausgedrückt: Jeder investierte Rubel für die Ausbildung junger Menschen im technischen Erfinden bringt durch die Nutzung der von ihnen entwickelten Ideen einen Gewinn von 16 Rubeln. Das hat man in Baku errechnet. Es gibt aber in vielen Städten der Sowjetunion Erfinderzentren... Wer sind nun diese Leute? Wie gehen sie vor? Wie befördern sie den wissenschaftlich-technischen Fortschritt?

Bleiben wir zunächst beim Direktor. Ingenieur Imamalijew ist im ältesten Teil Bakus geboren. „An sehr gefährlicher Stelle, gleich neben der Festungsmauer, einst todbringende Grenze zwischen zwei Welten. In unserer Zeit aber konnten wir auf den Mauern nach Herzenslust Kinderspiele machen." Ihre Lieblingsspiele: Kosaken und Räuber sowie Altertumsforscher. Das sahen sie den Großen ab. „Es war so interessant, daß wir manchmal sogar eine Schulstunde schwänzten. Aber finde mal eine uralte Buddel mit halbrundem Boden. Dutzende Fragen tauchen da plötzlich auf." Tofik Imamalijew blieb ein Fragender und Suchender die Schulzeit über. Als Siebzehnjähriger bedauerte er es, daß er keinen Computer besaß, und er wollte so schnell wie möglich studieren. Er tat's, in Leningrad, wurde Ingenieur für Mechanik. Seine erste Erfindung meldete er während der Diplomarbeit an: einen Drehwinkel-Umwandler. Heute arbeitet er in der Patentabteilung des Instituts für Elektrotechnik an der Aserbaidshanischen Akademie der Wissenschaften. Sein zweites Zuhause aber ist die Erfinderschule, wo er und Gleichgesinnte darum bemüht sind, möglichst vielen jungen Menschen, inzwischen bereits 30 Prozent Mädchen darunter, den Weg zum Schöpfertum zu ebnen. Tofik Imamalijew: „Es ist kein Verzetteln der Kräfte, keine Trennung zwischen beruflichem und gesellschaftlichem Engagement, beides soll einander ergänzen. In den dreizehn Jahren des Bestehens hat unseren ‚Studenten' heute ein ganeine Wandlung durchgemacht. Ging es zuerst darum, einige moderne Lösungsmethoden für Erfindungen zu lehren, vermitteln wir unseren „Studenten" heute ein ganzes System für die schöpferische Arbeit, PRINT genannt. Aufgeschlüsselt heißt dies – Vorbereitung, Lösung und Anwendung wissenschaftlich-technischer Aufgaben oder deren Ergebnisse."

Unmöglich gibt es nicht

Das Lehrprogramm besteht aus drei Teilen. Erstens: die Entwicklung der schöpferischen Phantasie – das Wort **unmöglich** ist dabei als erstes aus dem Denkprozeß zu tilgen. Zweitens: die Methodik des Erfindens – der Algorithmus, der den Lösungsvorgang einer Erfindungsaufgabe in eine logische Folge einzelner Schritte aufteilt, unter Einhaltung bestimmter Regeln. Und drittens: Fragen des Patentrechts. Eltschin Chalilow, gelernter Geophysiker, 25 Jahre, noch nicht lange Absolvent des Zentrums, inzwischen aber selbst erfolgreicher Erfinder (8 Patente) und Leiter eines Experimental-Labors im Institut für Geophysik, vertritt folgende Meinung: „Nach Beendigung der Hochschule wußte ich viel, hatte Kenntnisse wie in einem Nachschlagewerk gesammelt. Aber ich wußte nicht recht, wie ich sie anwenden sollte, wie sie schöpferisch zu gebrauchen sind. Das begriff ich erst an diesem Institut. Vor allem die ungewöhnliche Fragestellung forderte mich heraus, abzugehen vom konservativen Denken, mein Wissen selbständig anzuwenden." Ein Übungsbeispiel: Wie kann die Streichholzproduktion gesteigert werden, ohne mehr Holz einzusetzen? Dünnere Hölzer, eine verbesserte Technologie, die weniger Abfälle verursacht – darauf kommt fast jeder. Gibt es aber nicht noch einen anderen Weg? Die Natur bietet uns beispielsweise folgendes Schauspiel: Gras wächst mitunter an Straßenrändern sogar durch Asphalt, an seinen Spitzen bleiben Teerstückchen haften. Wenn man nun Gras bewußt durch eine Schwefelschicht wachsen ließe? Eine Lösung, um so zu mehr Streichhölzern zu kommen? Kaum! Jedoch ein ungewöhnlicher Denkanstoß...

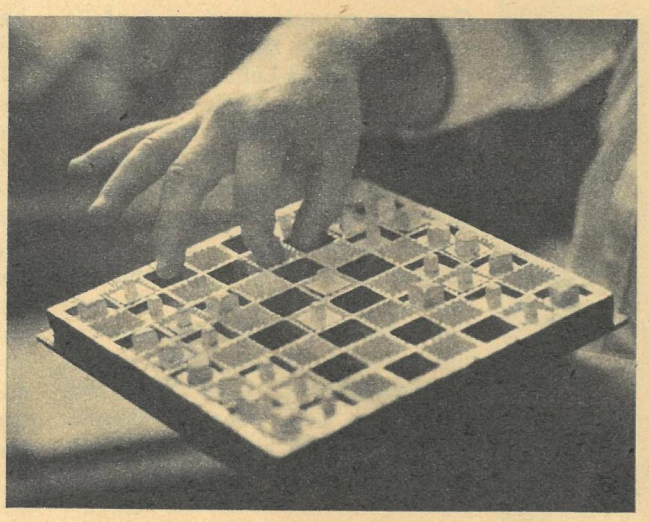
Heureka! Wie pack' ich's?

Die Mathematiker, Geologen und Physiker in Chalilows Labor beschäftigen sich momentan mit Problemen des Blitzes und Erdbeben-Prognosen. Eine von ihnen entwickelte Anlage, die die vor jedem Erdbeben auftretenden Ultraschallbewegungen registrieren kann, halten sie bald für patentwürdig.

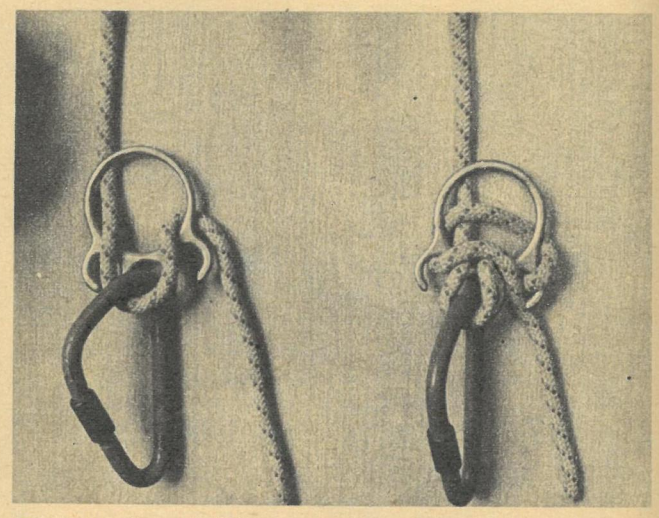
Die Erfindung im Weltraum

Wir lernen an diesem Abend noch weitere dem technischen Fortschritt Verschworene kennen. So den 25jährigen Elektronik-Spezialist Gassan, der gegenwärtig damit befaßt ist, die Methoden und Erfahrungen des Zentrums aufzubereiten, um sie der Jugend auf den Dörfern um Baku vorzustellen. „Ich bin sicher, es gibt überall Interesse und den inneren Drang, die vorhandene Technik weiterzuentwickeln, Neues zu finden, was uns vorwärts hilft."

Wir begegnen Nurredin Bebirli, 34 Jahre, einst als Schlosser auf den Erdölfeldern in der Kaspi-See unterwegs, jetzt als Ingenieur und Leiter eines Konstruktionsbüros am Erdölinstitut schon Besitzer von neun Autorenurkunden. Die zehnte Neuerung, eine Anlage, die sicherer arbeitet und mit weniger Belastung das Öl fördern soll als die üblichen nickenden Pumpen auf den Ölfeldern rund um die Stadt, hat er angemeldet. Unter seinen Ideen befinden sich aber auch berufsfremde: ein spezielles Laborgeschirr für chemische Untersuchun-



Beim schöpferischen Grübeln an den Menschen gedacht: ein Schachspiel für Blinde.



Die Idee eines Erdöl-Ingenieurs: eine spezielle Sorte Sicherheitshaken für Alpinisten.

Konsultation für Eingeweihte. An der Tafel ein gezeichneter Zylinder. Nimm an, er hat elastische Wände. Was könnte man damit anfangen?

gen, eine besondere Sicherheitsvorrichtung für Alpinisten. „Plötzlich interessierte mich die Chemie", sagt er. „Wenn man zu eng an seinem Gebiet klebt, würde man selbst seine schöpferischen Möglichkeiten beschränken." Er war vor Jahren sehr skeptisch in die Erfinderschule eingetreten. Zum Erfinden brauche man eine ausgeprägte Begabung, meinte er damals. Heute lehrt er die „Studenten" seines Seminars, daß die Methode der Ideenfindung nichts Geheimnisvolles ist, sondern nur System in bereits Existierendes bringt. Und das ist erlernbar.
Schließlich stellt uns der Direktor einen fast wortkargen, rotbärtigen ehemaligen Seemann vor, den Ingenieur für Medizintechnik Nikolai Bestushew. Sein Erfinderkollege ist längst weltweit bekannt: Oleg Atkow, der Mann, der 237 Tage seine Arztpraxis im Weltraumgefährt Salut 7 eingerichtet hatte. Dort erprobte er auch erfolgreich einen Echokardiographen, ein Ultraschallgerät für die Diagnostik des Herzens. Ein völlig neues Gerät, gegenüber seinen Vorgängern um das Zwanzigfache leichter. Es ist unter der Nr. 1085541 beim Staatlichen Komitee für Erfindungswesen der UdSSR registriert. Zu den Autoren gehört neben Dr. Atkow auch Nikolai Bestushew. Während der Realisierungsphase hat der Bakuer regelmäßig mit dem Kardiologischen wissenschaftlichen Zentrum in Moskau in Kontakt gestanden, wo Oleg Atkow tätig war. Er berichtet: „Fünf Monate hat das ganze Experimental-Labor unserer medizintechnischen Verwaltung daran mitgearbeitet – von der Idee bis zum Probeapparat. Vom Einsatz im Weltraum erfuhren wir allerdings erst während des Fluges. Die Nachfrage für dieses Gerät ist riesengroß. Es wiegt nur 2,5 Kilo, ist überall leicht einsetzbar, weil der Sensor dem Patienten an der Brust angelegt wird und alle erfaßten Daten in einem Elektronenblock gespeichert werden. Der Arzt kann sie jederzeit abrufen. Praktisch ein Roboter der Medizin."

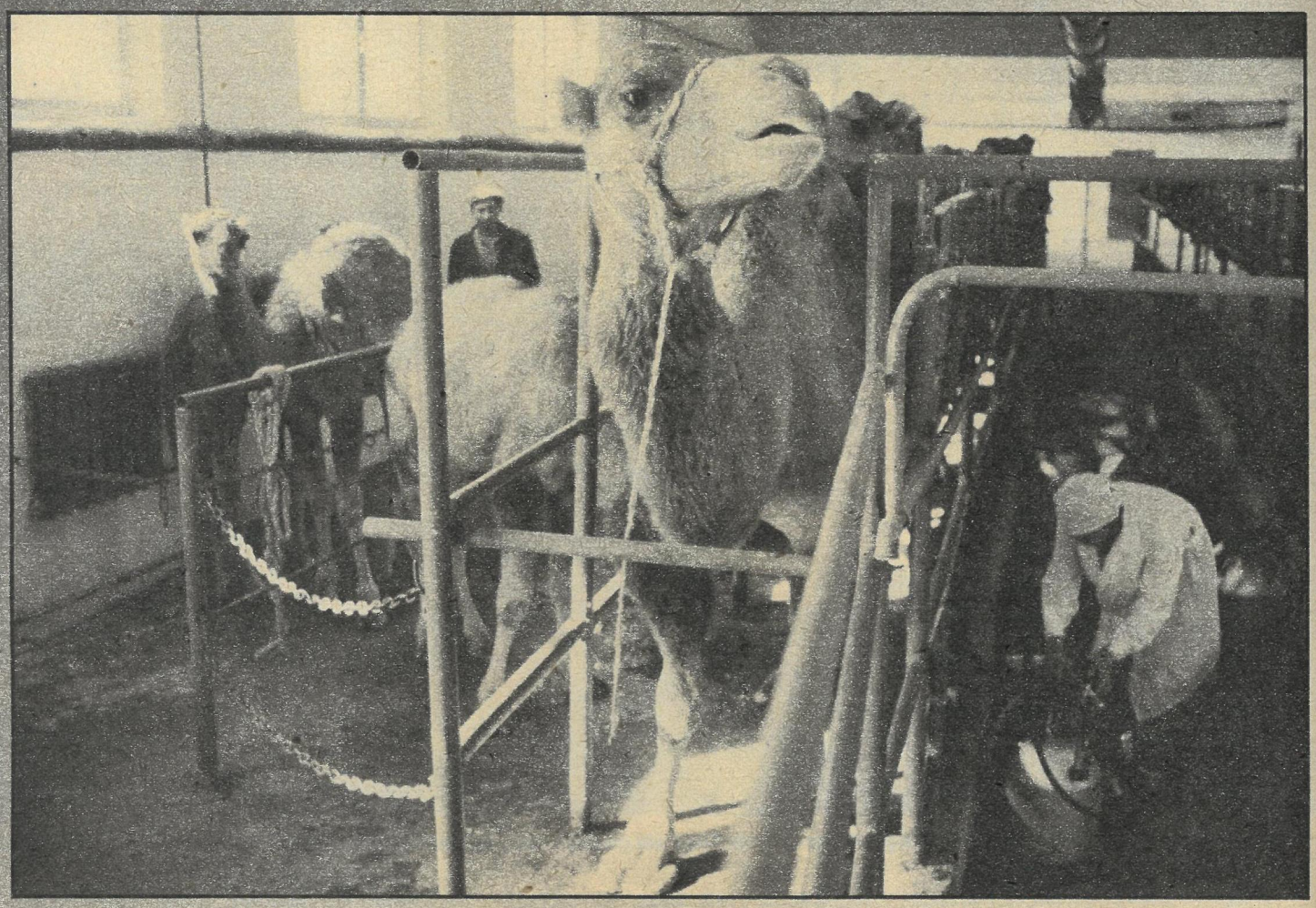
Zensuren werden nicht erteilt

Auf solche Erfolge sind die Bakuer natürlich stolz, bleiben jedoch mit beiden Beinen auf der Erde. Sie freuen sich über jeden aus ihren Reihen, der eine Erfindung macht und den Erfinder-Lohn dafür erhält. Das werten sie als bestandenes Examen. Zensiert wird keiner ihrer Schüler. Der Lehrer bezieht jedoch jeden aktiv in die Arbeit ein, jede Stunde gleicht einem Experimentier-Kabinett.
Eines ihrer Prinzipien: Keine Idee darf zerredet werden, besser eine verrückte als gar keine! Und sie vergessen bei alledem nicht, daß die ganze Sache Spaß machen muß. Im Kabinett des Direktors hat einer einen krummen Knüppel an die Wand gehängt. Die absolut erste Erfindung, beteuern sie: Damit gruben und jagten die Urmenschen – und kamen gut voran.
Die Probleme für ihre Tätigkeit entnehmen die Bakuer dem Studium der Patentliteratur und den Aufgaben, die vor den Betrieben in Aserbaidshans Hauptstadt stehen. Nach einer bestimmten Zeit sind die Studenten so weit, sich selbst einzuschätzen: Bin ich schon in der Lage, das gespeicherte Wissen meines Fachgebietes schöpferisch anzuwenden? Kann ich eine technische Aufgabe lösen oder nicht? Finde ich dabei Befriedigung – ja oder nein?
Fragen, die den Kern der Aussage von Akademiemitglied Bonifati Kedrow treffen, was er für das Entscheidende der Generationsfolge in der Wissenschaft hält:
„... die Herausbildung des selbständigen Denkens. Gut ist nicht der Betreuer an der Hochschule, der wie ein Vogel seinen Jungen zerkleinerte Nahrung in die Schnäbel steckt, sondern der, der ihnen beibringt, selbständig Neues, bisher Unbekanntes zu entdecken und zu verarbeiten."
Die Bakuer Erfinderschule, nennen wir sie ruhig weiter so, hat inzwischen eine Reihe von Ablegern erhalten. Der Samen, den sie gelegt, ist aufgegangen. In Konstruktionsbüros, Zirkeln und Experimental-Labors vieler Betriebe und Institutionen machen junge Leute mit interessanten Ideen von sich reden.
Direktor Imamalijew: „Wir wollen mit unserer Arbeit dazu beitragen, daß unsere Organisation eines Tages überflüssig wird: Wenn nämlich schon die Kinder in der Schule sich schöpferisch mit der Technik auseinandersetzen lernen und an den Hochschulen die Erfindungslehre Pflichtfach ist."
Die Bakuer wissen, daß mit einem „Heureka" in der Badewanne der Stein des Weisen kaum noch zu finden ist. Deshalb hören sie nicht auf, die Technik des Erfindens zu vervollkommnen. Und sie wünschen sich dafür auch den Erfahrungsaustausch mit der einen oder anderen Erfinderschule in unserer Republik.

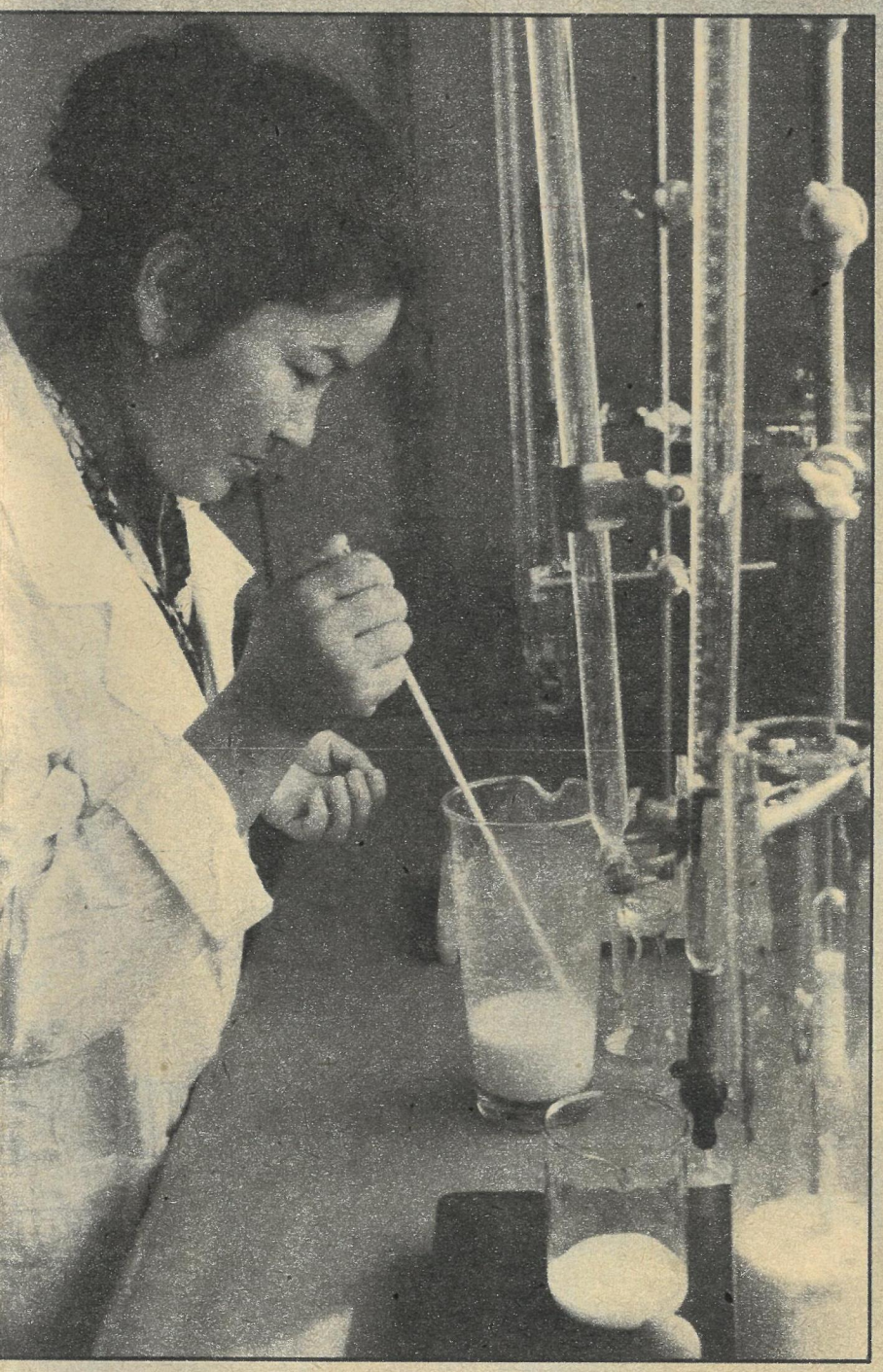
P.S.:
Vielleicht bekommen Sie, liebe Leser, Lust, den Effekt der „einseitigen" Fläche auszuprobieren. Dann schneiden Sie einfach den Papierstreifen (am linken Heftrand) aus und kleben ihn so zusammen, daß A und B_1 bzw. B und A_1 zur Dekkung kommen. Das Möbiussche Band ist fertig. Was dann zu tun ist, lasen Sie im Beitrag.

Renaissance der

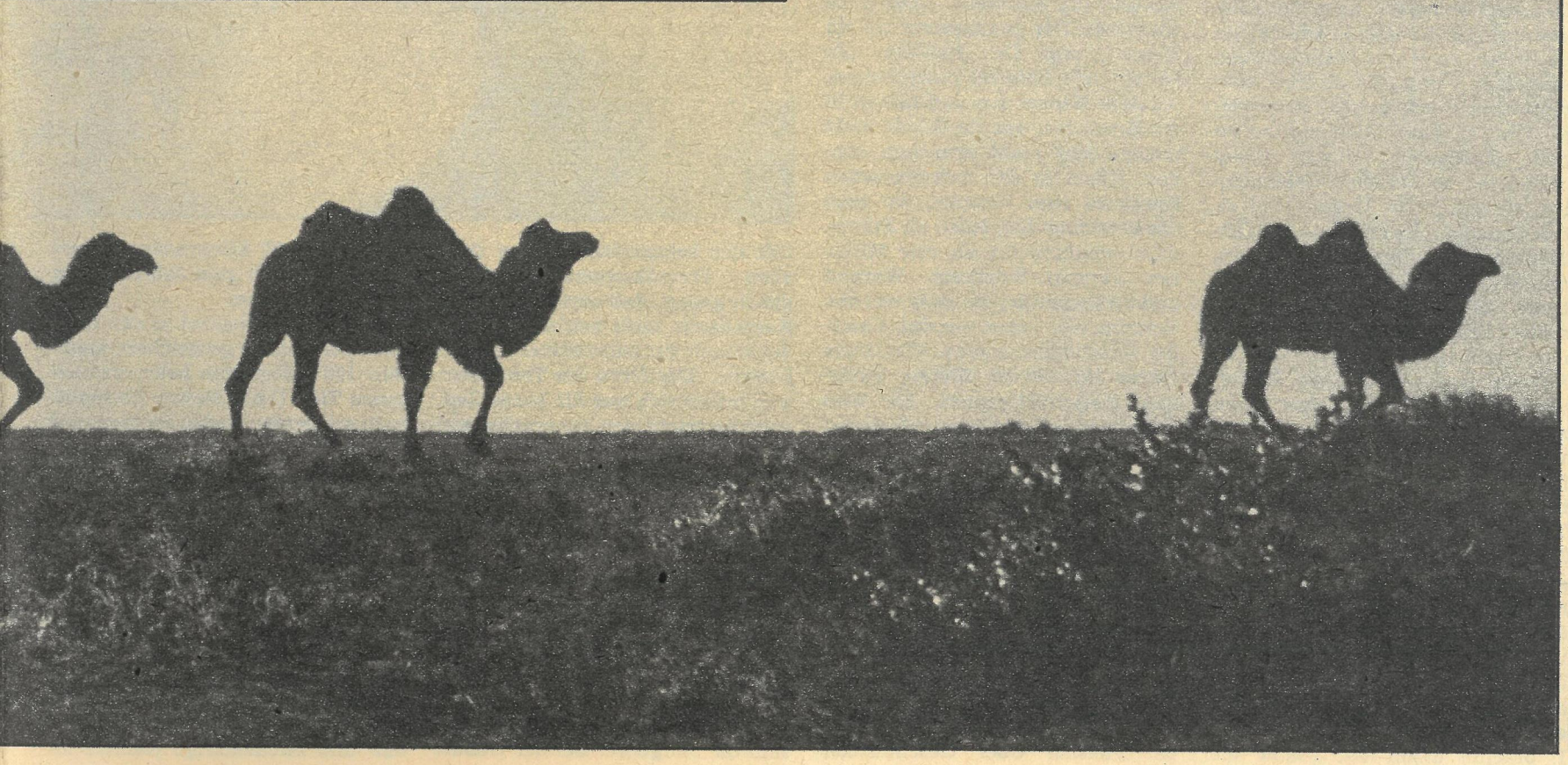
Ein Beitrag unserer Moskauer Korrespondenten Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)



Kamele?



Noch in den Abendstunden dieses Tages flimmert die Luft über der heißen Erde. Welches hochentwickelte Leben, das hier auf Dauer bestehen könnte? Schatten und Schutz finden in der Trockensteppe von Ksyl-Usensk nur Insekten und Kriechtiere, die im Dornengestrüpp und seinem zähen Wurzelwerk zu Hause sind. Woher aber kommt da, einer Fata Morgana gleich, der Zug urwüchsiger Giganten? Einer hinter dem anderen trampeln sie im Seemannsgang vorbei. Mit ihren auf und ab wogenden Silhouetten ein faszinierendes Bild, wie es vor Tausenden von Jahren nicht anders gewesen sein mag. Ist denn den uralten Schiffen der Wüste nicht längst schon das Wasser abgegraben worden? FREIE WELT ging dieser Frage nach und erlebte dabei in Kasachstan eine moderne Kamelwirtschaft, die inzwischen großtechnisch (Foto links: eine mechanische Melkanlage im „Timur"-Sowchos) und auf wissenschaftlicher Basis (Foto rechts: das Analyselabor der Zuchtstation) betrieben wird.



Renaissance der Kamele?

„Auf dem gesamten Erdball gibt es zur Zeit schätzungsweise fünfzehn Millionen Kamele, eine Viertelmillion in den mittelasiatischen Regionen der Sowjetunion", erzählt uns in Alma-Ata Dr. Serikbolsyn Abdildin, der Erste Stellvertreter des Landwirtschaftsministers Kasachstans. „Gut die Hälfte davon, 126 000, werden bei uns in der Kasachischen SSR gehalten." In den letzten Worten schwingt ein unüberhörbares Bedauern mit. Kein Grund zur Freude etwa, Genosse Minister? – „Doch, gewiß – wir nehmen damit den ersten Platz unter allen Unionsrepubliken ein. Aber vor einem halben Jahrhundert lag die Zahl der Kamele hierzulande bedeutend höher, 1929 in Sowjetmittelasien beispielsweise bei 1,7 Millionen..."

Achtzig bis neunzig Kilometer am Tag

Die „Wüstenschiffe" waren seit Menschengedenken als Transportmittel berühmt und in den Dürrezonen unseres Planeten unentbehrlich. Ein Kamel kann mühelos eine Last von der Hälfte seines eigenen Gewichts befördern, die Rekordhalter schaffen sogar ihre gesamte Körpermasse an Gepäck hinweg. Das sind immerhin über 700 Kilogramm! Daß sie dabei nicht in den trockenen Sand der Wanderdünen einsinken, verdanken sie einer anatomischen Besonderheit: Ihre breiten Hufe sind gespalten und von einem federnden, durch dicke Schwielen gepolsterten Sohlenballen geschützt. Im Unterschied zu den Schafen und Pferden (und den Menschen mit ihren Fahrzeugen), die den Boden aufwühlen und zertreten, bleibt die dünne Pflanzenschicht erhalten, wo ein Kamel seinen weichen Fuß hinsetzt. Und als Paßgänger, der jeweils die Vorder- und Hinterbeine auf einer Seite nach vorn bewegt, kann es seinen wiegenden Gang über große Entfernungen beibehalten – mitunter bis zu 80 und 90 Kilometer am Tage.

Als unermüdlicher Arbeiter, der gut zwei Pferde zu ersetzen vermag, war das Kamel ein verläßlicher Antriebsmotor für Schöpf- und Hammerwerke und wurde vor die Hakenpflüge gespannt. Auch auf den Schlachtfeldern spielte es eine gewisse Rolle, und noch Peter I. brachte damit vor Pskow die schwedische Reiterei mit seinen Kamelen in Bedrängnis.

„In der Wüste haben die großen Tiere kaum natürliche Feinde, außer den Mücken vielleicht", erzählt Dr. Abdildin. „Auch der Mensch ist ihnen immer Freund gewesen. Wenn der Winter kam, nahmen die Frauen das Kameljunge mit in die warme Jurte und nähten ihm eine Decke, die unterm Bauch zugeknöpft wurde. Drollig sah das Kamelkind darin aus: nur Kopf, Hals, Beine und die beiden Höckerchen ragten heraus... Seit ewigen Zeiten waren die Kamele eine Art Wertmaßstab, an Hand der Größe ihrer Kamelherde wurde der Wohlstand einer Familie und die Brautgabe bestimmt."

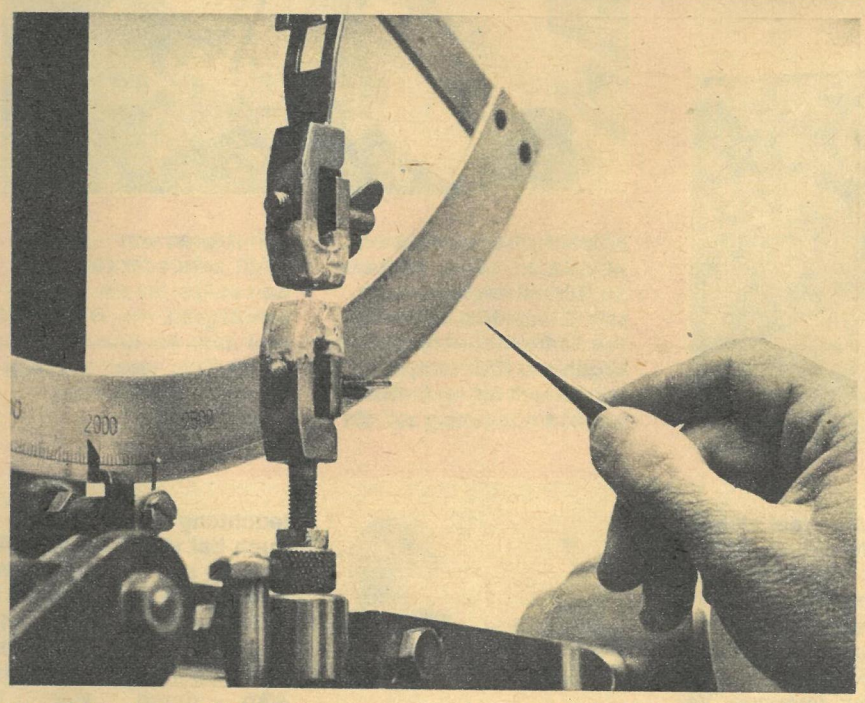
Aber mit dem Siegeszug von Traktor, Eisenbahn und Lastwagen und dem Bau von Kanälen und Straßen hatten sie ihr Monopol als Zugtier und Lastenschlepper eingebüßt. Was waren nun schon die Kamelstärken gegenüber dem vielfachen Leistungsvermögen der neuen Maschinen? Für diese Tiere schien plötzlich kein Platz mehr dazusein, vor allem in den Köpfen der Leute. Die Vorstellung lief um, sie würden nur den wertvollen Karakulschafen bei der Futtersuche Konkurrenz machen... „Dabei ist wohl kein Tier genügsamer als ein Kamel", sagt Dr. Abdildin. „Es kommt mit bitteren Salzpflanzen, schalem Wasser aus und nimmt in der Regel das, was die Schafe nicht mögen oder nicht erreichen können. Allein in der turkmenischen Karakum zum Beispiel, wo man das berechnet hat, fallen im Jahresdurchschnitt mehr als vier Millionen Tonnen Salzkraut, Wermut und Sträucher an, die zwar von den Schafen, nicht aber von den Kamelen verschmäht werden. Wohlfeiles Futter für 300 000 Milch-, Wolle- und Fleischlieferanten, die man fast ohne zusätzlichen Aufwand dort halten könnte. Unser Festland ist schließlich zu zwanzig Prozent von Wüsten und Trockensteppen bedeckt!"

Die eiserne Ration im Buckel

Kamelhaarmäntel und entsprechende leichte Decken sind auch in unsere nordischen Gefilde vorgedrungen und zum Begriff geworden. Aber Milch vom Kamel und gar Fleisch? Über Geschmäcker

läßt sich bekanntlich streiten, doch allen Fremdkostverächtern sei gleich gesagt, daß eine geschmorte Kamellende nicht schlechter mundet als ein gut zubereiteter Rinderbraten... Das Grün der Trockenzonen belebt sich nur für kurze Zeit, doch es reicht den anspruchslosen „Wüstenrindern", ihr Gewicht zu verdoppeln. Ununterbrochen zermalmen die Tiere mit ihren mächtigen Kiefern das grobe Futter, und der Magen sammelt zuerst die derbe Nahrung, fördert sie dann vorverdaut ins Maul zurück, wo sie weiter zerkleinert wird. Tagein und tagaus ist das Kamel damit beschäftigt, es wiederkäut beim Gehen und sogar im Schlaf. Besonders gute Futterverwerter aber sind die Jungtiere: Bei der Geburt etwa 40 bis 50 Kilogramm schwer, wiegen sie nach zwei Jahren schon eine halbe Tonne.

„Fett wird vorwiegend in den Hökkern der Kamele gespeichert, ungefähr 100 Kilogramm beim erwachsenen Tier. Dank diesem übersteht es in schlechten Zeiten Hunger und Durst. Wenn die ‚eiserne Ration' verbraucht ist, sind die Buckel schließlich zusammengefallen", erzählt man uns im „Timur"-Sowchos, anderthalb Autostunden kysylkumeinwärts von Tschimkent. Prall und zum Bersten gefüllt sind jedoch die Höcker aller Tiere, die wir hier zu sehen bekommen. In der Trockensteppe von Ksyl-Usensk erstreckt sich die einzige Zone der Welt, wo gleichzeitig ein- und zweihöckrige Kamele le-



Ohne Flasche (oben) sind die Waisenkinder zum Tode verurteilt, weil eine Kamelstute nur ihr eigenes Junge säugt. Getrunken wird die fette Milch aus Porzellanschalen (ganz links). Die Spezialbekleidungsindustrie aber schätzt die Qualität der Kamelhaarwolle, deren Fäden fest wie Stahl sind (links bei der Zerreißprobe).

ben. Die einbuckligen Dromedare – kleiner im Wuchs, schlechte Woll-, aber ausgezeichnete Milchlieferanten – sind besser an ein heißes Klima gewöhnt und bis hinein nach Afrika anzutreffen. Die Trampeltiere mit dem Doppelhöcker dagegen werden kräftiger und fleischiger, geben viel Wolle und wenig Milch und sind mehr in den nördlichen Gebieten heimisch.

„Beide Arten in ihren vorteilhaften Merkmalen zu vereinen, ist unser wichtigstes Zuchtziel für die nächsten Jahre", erfahren wir in dem Staatsgut. Dazu kreuzt man Trampeltier und Dromedar. Die aus solcher ungleichen Ehe hervorgehenden Bastarde liefern beides zugleich: viel Wolle und viel Milch.

Kamele werden etwa vierzig Jahre alt. Eine Stute bringt in ihrem Leben acht bis zehn Junge zur Welt, fast ausschließlich Einzeltiere. Erst im vierten Lebensjahr erreicht sie die Geschlechtsreife, viel später als Rind oder Pferd, und die Tragezeit dauert über ein Jahr, nämlich volle dreizehn Monate. In den sechziger Jahren, als das Kamel in den mittelasiatischen Sowjetrepubliken endgültig als Haustier auszusterben drohte, gehörten die alten erfahrenen Züchter zu den Enthusiasten, die sich ihre Tiere in den einzelnen Auls Stück für Stück zusammengesucht hatten. Heute werden in dem landwirtschaftlichen Produktionsbetrieb insgesamt 1025 Kamele gehalten, davon 354 Muttertiere. Natürlich werden die großen Gewinne noch immer in der Karakulschafzucht erzielt, aber die Kamelwirtschaft wirft auch Tausende von Rubeln Reingewinn ab. Besonders, wie man uns freimütig eingesteht, seit im letzten Jahr die Aufkaufpreise für Kamelprodukte merklich erhöht wurden.

Die Kamelstute fohlt meist zwischen März und Mai. Für rund eine Woche zieht sie sich dann von der Herde zurück und sucht einen stillen Platz auf. Lange Zeit galt dieses Verhalten als rätselhaft, ist doch das Kamel ein ausgesprochenes Herdentier und macht kaum einen Schritt allein. Bis man durch Untersuchungen herausfand, daß das Kameljunge ungefähr fünf Tage braucht, um sich den typischen Geruch der Mutter einzuprägen und sie so unter den vielen anderen Tieren der Herde herauszufinden. Ein lebenswichtiger Reflex übrigens, denn die Kamelstute säugt grundsätzlich nur ihr eigenes Junge. „Das war stets zu beachten, wollte man dem Kamel die überschüssige Milch abnehmen. Hat die Kamelstute nicht ihr Junges neben sich, bekommt man keinen Tropfen Milch aus ihr heraus", erklärt uns Dr. Seidulda Mussajew. Der junge Wissenschaftler arbeitet in Mynbajewo, wo sich eine der wenigen Forschungseinrichtungen mit Versuchsfarm befindet. In der malerischen Ortschaft unweit von Alma-Ata steht der Prototyp der mechanischen Melkanlage für Kamelmilch, die hier ihre Weltpremiere erlebte und inzwischen schon erfolgreich in die Praxis überführt wurde, wie wir dies im „Timur"-Sowchos gesehen haben. Die Kamelbabys werden dabei in ein Gehege gesperrt, an dessen Stirnseite sich ein boxartiges Gatter erstreckt. Jeweils vier Kamelmütter haben darin, hintereinander stehend, Platz und werden gleichzeitig mit dem Saugapparat gemolken. Zuerst läßt man das Junge an die Mutter heran, dann wird es vorsichtig entfernt. Und der weiße Strom fließt weiter…

Bier aus Milch

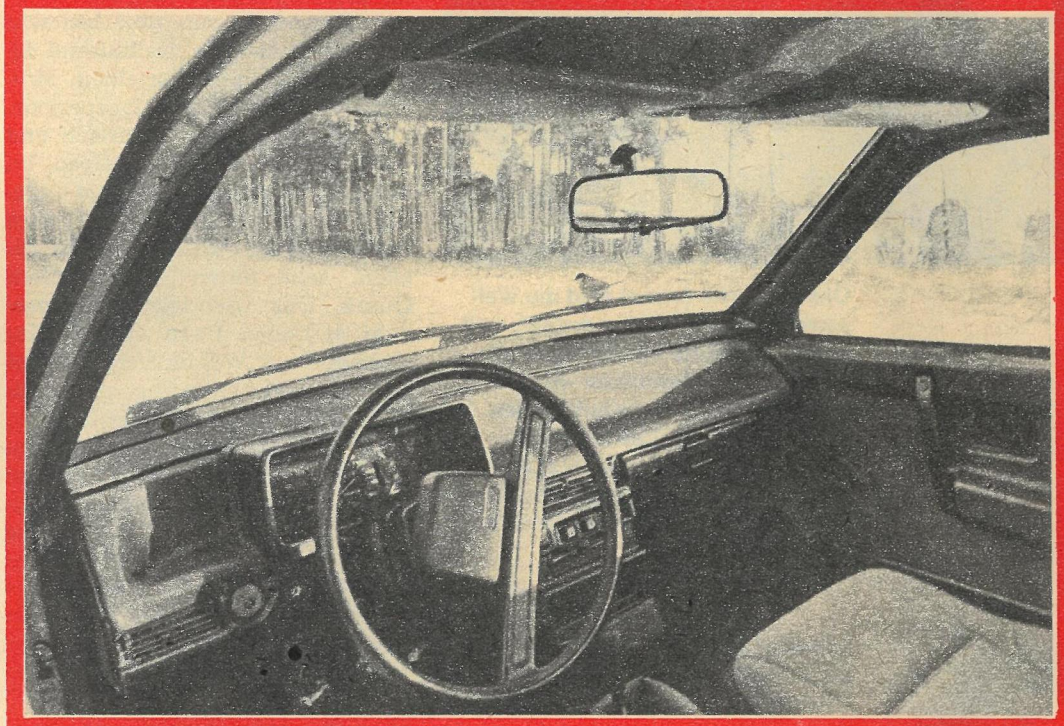
Die Kamelmilch schmeckt süßlich, ist dick und aromatisch. Sie hat einen Fettgehalt von drei bis acht Prozent. Zwei- bis dreitausend Liter bekommt man von einem Muttertier in einer Laktationsperiode. Die Milch bleibt lange frisch und wird auch bei dreißig Grad im Schatten von einem Tag zum anderen nicht sauer. Aus ihr macht man Butter und Agaran – einen säuerlichen, sehr fetten und weichen Quark. Das wichtigste Milchprodukt ist Tschal. Dazu wird die Kamelmilch mit Wasser versetzt und eine spezielle Hefe zugegeben. Es entsteht ein leicht prickelndes, nicht mehr fettes und sehr vitaminreiches Getränk, das sehr gut den Durst löscht und belebend auf Atmung und Verdauung wirkt. Die Krönung aber ist Schubar, das aus Kamelmilch gegorene „kasachische Bier". Dieses Nationalgetränk bleibt den großen Festen und der Begrüßung weit gereister Gäste vorbehalten…

„Das Kamel hat übrigens als einziges Säugetier keine roten Blutkörperchen, die rund sind, sondern ovale – wie bei den Vögeln", sagt Dr. Mussajew. „Warum? Wir wissen es nicht. Ebenso wie wir nicht wissen, warum die Tiere niemals, wie die Schafe, das gesamte Grün um sich herum abäsen, sondern immer nur fleckenweise mal links und mal rechts. Als hätten die Kamele ein angeborenes Gefühl für das ökologische Gleichgewicht in der Wüste und Trockensteppe! Das macht sie gerade heute so wertvoll als Partner bei der weiteren Erschließung dieser gewaltigen Trokkenlandstriche, zu denen wir nunmehr ein viel besonneneres Verhältnis als in früheren Jahren entwickelt haben. Wie zu den Kamelen auch…" Wohl auch einer der Gründe dafür, daß die in diesem Planjahrfünft vorgesehene Erhöhung der Zahl der Kamele in der Kasachischen SSR um 11 100 Stück auf dann 131 000 sicherlich überboten wird, wie man uns im Landwirtschaftsministerium in Alma-Ata versicherte.

Weitere Details vom WAS 2108

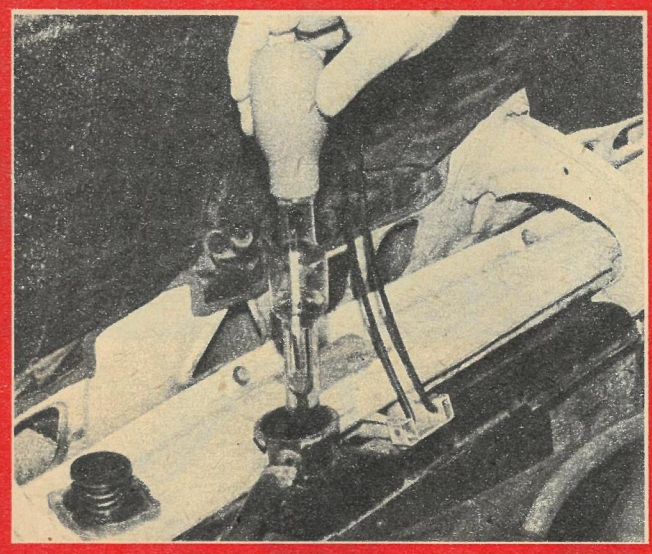
Nach unserem letzten ausführlichen Bericht über das neue Basismodell aus Togliatti (FW 1/85) erhielten wir weitere Bildinformationen von TASS (rechts und unten). Geplante Jahresproduktion des WAS 2108, der bisher auf internationalen Messen noch nicht vorgestellt wurde: 230 000 Stück. Perspektivisch sieht das komplexe Fertigungsprogramm neben der zweitürigen Variante mit Heckklappe auch eine viertürige vor. Zum Standard gehört ein fünfter Gang.
Die drei Motorvarianten 55 PS, 65 PS und 75 PS liefen bei der Erprobung über 12 000 km mit Vollgas störungsfrei.

Ein Ökonometer komplettiert die Instrumentierung, das dem Fahrer den jeweiligen Kraftstoff-Verbrauch signalisiert.



Kühlflüssigkeit Tucol A 40 (bis −40 °C)

Die aus der UdSSR importierten PKW haben in ihrem Kühlsystem die sowjetische Original-Kühlflüssigkeit Tucol A 40, deren Gefrierschutz bis −40 °C reicht. Diese Flüssigkeit ist giftig und wirkt lackschädigend. Sie sollte deshalb nicht über einen Schlauch mit dem Mund angesaugt und von Lackflächen sofort entfernt werden (Nachspülen mit Wasser). Geringe Kühlflüssigkeitsverluste ohne äußere Undichtheiten sind in der Regel Verdampfungsverluste und können durch Nachfüllen von destilliertem Wasser ausgeglichen werden. Grundsätzlich aber wird davon abgeraten, echte Verluste an Kühlflüssigkeit durch das Zumischen von anderen Gefrierschutzmitteln zu ergänzen. Der komplette Austausch ist vorteilhafter, vor allem in bezug auf die Erhaltung der Korrosionsschutzwirkung. Der Austausch der Kühlflüssigkeit Tucol A 40 gegen ein Gemisch aus destilliertem Wasser und dem in der DDR handelsüblichen Karipol-Frostschutzmittel wird nach einer Nutzungsdauer von zwei Jahren empfohlen.
Wird der Frostschutzgrad von Tucol A 40 mit der Dichtespindel aus der DDR-Produktion gemessen (Foto oben), dann zeigt diese einen um 5 bis 10 °C höheren Frostschutzgrad an, als tatsächlich vorhanden. Geht man davon aus, daß ein effektiver Frostschutzgrad von −20 °C nicht unterschritten werden sollte, ist der Frostschutzgrad von Tucol A 40 erst dann als unzureichend anzusehen, wenn die Dichtespindel weniger als −30 °C anzeigt.



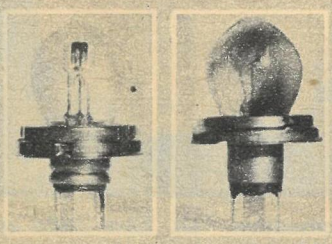
Selbsthilfe

Die zweite Auflage des LADA-Instandsetzungsbuches enthält wesentliche Ergänzungen und Erweiterungen. Es umfaßt die WAS-Modelle vom Fertigungsbeginn bis zu den aktuellen Neuentwicklungen. Der LADA 1300 S (WAS 2105) ist ebenso berücksichtigt wie die Zwischenmodelle WAS 21013 und 21061. Die Instandsetzungshinweise schließen nun nicht nur die neue Vergaser- und Zündungstechnik, sondern auch die Zentralelektrik ein. Sollte der Ratgeber im Buchhandel bereits vergriffen sein, sei auf öffentliche und Betriebsbibliotheken verwiesen.

LADA Um- und Aufbau

Soll ein PKW neu aufgebaut oder umgebaut werden, darf dies nur unter Beachtung der Anordnung über den Umbau und Aufbau von Kraftfahrzeugen vom 27. 4. 82 (GBl. Teil I Nr. 21 vom 1. 6. 82) erfolgen. Bei Import-PKW sind zusätzlich die Richtlinien des VEB Imperhandel zu beachten, wonach in der Regel eine Genehmigung einzuholen ist.

Für die häufig beabsichtigten Veränderungen unterscheidet die Umbaurichtlinie des VEB Imperhandel zwischen genehmigungspflichtigen und genehmigungslosen Umbauten. Für alle LADA-Typen sind nur folgende Varianten genehmigungslos:
Einsatz der Karosserie der LADA 2101 und 2102 für den LADA 21013 bzw. umgekehrt und der Einsatz der Karosserie des LADA 21011 und 2102 für den LADA 2101 bzw. umgekehrt. Einbau des Motors mit 1200 cm^3 in den LADA 21011 und des 1300er Motors (mit Steuerkette) in den LADA 21013. Weiterhin sind der Einbau des 1500er Motors in den LADA 2106 und des 1600er Motors in den LADA 21061 genehmigungslos möglich. Alle anderen Umbauten, auch am Fahrwerk, bedürfen der schriftlichen Stellungnahme des VEB Imperhandel.



Lichtverluste

Sicheres Fahren in der Dunkelheit setzt eine voll funktionstüchtige Fahrzeugbeleuchtung voraus. Sie ist auch bei Nebel, in der Dämmerung und bei diesiger Witterung zum rechtzeitigen Erkennen der Fahrzeuge erforderlich. Nicht selten entsteht aber ein Sicherheitsrisiko durch eine geschwächte Wirksamkeit der Fahrzeugleuchten. Die Ursachen dafür sind Lichtverluste infolge mangelhafter Wartung.
Nachfolgend einige typische Beispiele dafür:

URSACHE/MÄNGEL	LICHTVERLUSTE IN %
Glühlampe überaltert, Glaskolben geschwärzt	50
Abdeckscheiben leicht verschmutzt (verstaubt)	10
Abdeckscheiben durch Regenfahrten verschmutzt	40–50
Schmutzverkrustete Abdeckscheiben	80
Betriebsspannung durch Spannungsverluste um 5 % gemindert (Übergangswiderstände)	20
Spannungsverluste von 10 %	35
blinde Reflektoren	50

Försters Tip:

PS-Nachrichten

Wie der VEB Imperhandel informiert, wurde ein Teil der 1984 importierten PKW LADA 2105 mit einer hydraulisch zu betätigenden Scheinwerfer-Verstellvorrichtung ausgestattet. Diese soll künftig Bestandteil der Standardausrüstung sein. Der entsprechende Verstellknopf befindet sich links neben der Lenksäule am Armaturenbrett. Mit ihm können über Plastschläuche die an den Hauptscheinwerfern befindlichen Arbeitszylinder betätigt werden, um die Einstellung gemäß der jeweiligen Fahrzeugbelastung vorzunehmen. Nach Mitteilung des LADA-Automobilwerkes sind Wartungsarbeiten nicht erforderlich.

★

Praktisch als Vorgriff auf das neue Škoda-Modell mit Frontantrieb wird das Werk in Mladá Boleslav den dafür entwickelten ohc-Motor mit fünffach gelagerter Kurbelwelle bereits in die Modellreihe Š 105/120 einführen. Für 1985 sind zwei Typvarianten mit 1300-cm³-Heckmotor vorgesehen.

★

Die Volksrepublik Bulgarien wird sich mit der Lieferung von Dieselmotoren an der sowjetischen Produktion des neuen Moskwitsch 2141 beteiligen. Schon seit Jahren können beide Staaten auf eine enge Zusammenarbeit auf dem Fahrzeugsektor verweisen. Während die UdSSR zwischen 1968 und 1983 über 750 000 PKW in das Balkanland lieferte, steuerte Bulgarien zahlreiche Baugruppen sowie Elektro- und Motorkarren bei. Die zwischenstaatlichen Verträge sehen unter anderem den Austausch von Autobatterien, Lichtmaschinen, Anlassern und Filtern gegen rund 25 000 sowjetische PKW vor. Künftig sollen auch die staatlichen Standardnormen beider Länder für die Kraftfahrzeugtechnik vereinheitlicht werden.

★

Im sowjetischen Hüttenkombinat „J. W. Andropow" in Nowolipezk wurde die Produktion von Tiefziehblechen für die Kfz-Industrie aufgenommen. Neue Technologien sichern eine hochwertige Qualität. Der Abstich des Stahls aus den Konvertern erfolgt früher als sonst üblich; in einer zweiten Schmelze wird das Metall durch Argon-Behandlung von Stickstoff und anderen Verunreinigungen befreit. So wird dem künftigen Karosserieblech eine erhöhte Verformbarkeit garantiert. Für die neuen Bleche, die an die Autowerke in Togliatti, Gorki und Breshnew geliefert werden, ist keine spezielle Säuberung mehr erforderlich.

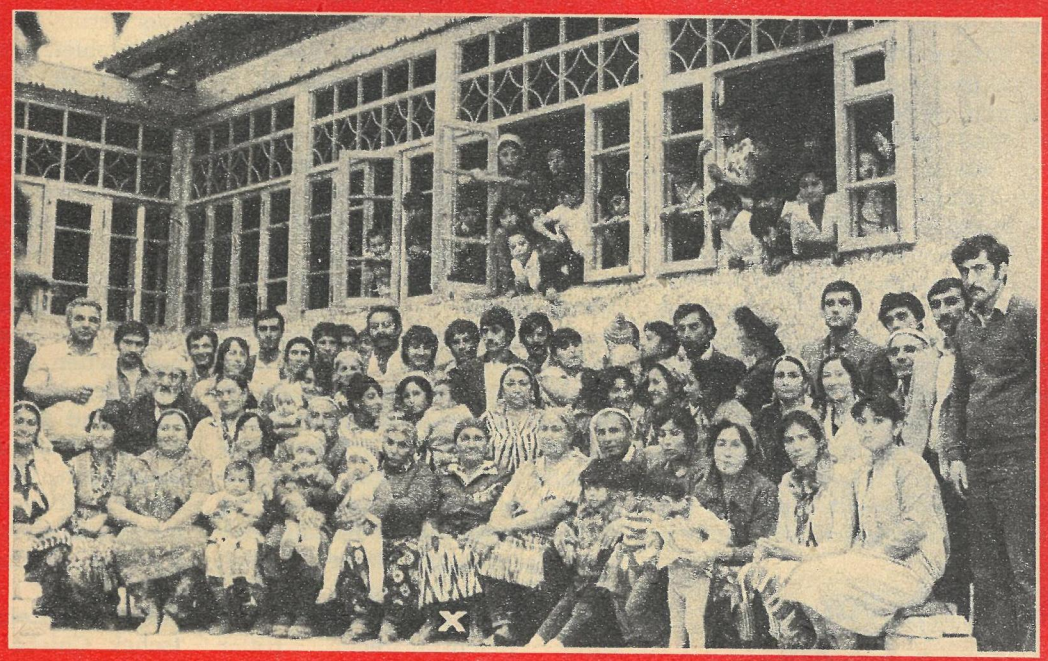
★

Mit kräftigen Strafen werden belgische Geschwindigkeitssünder von der Polizei zur Kasse gebeten. Wer die erlaubten 120 km/h auf Autobahnen und 90 km/h auf Landstraßen nur um 20 km/h überschreitet, erhält bereits ein Strafmandat über umgerechnet 1000,– Mark.

Fotos: TASS/J. Beloserow, TASS/R. Gaturow, Lothar Liebmann; Redaktion: Norbert Kaiser

Blumen von der Miliz: Fünf Jahrzehnte unfallfrei

Ihr 50jähriges Berufsjubiläum als Kraftfahrerin feierte vor kurzem Muassam Irnasarowa aus der Kollektivwirtschaft „Moskwa" bei Samarkand. Als eine der ersten usbekischen Frauen hatte sie in den dreißiger Jahren Traktorist gelernt und sich danach zum Berufskraftfahrer qualifiziert. In fünf Jahrzehnten zeichnete sie sich durch vorbildliches und unfallfreies Fahren aus. Obwohl sie längst das Rentenalter erreicht hat, arbeitet sie noch immer täglich mehrere Stunden in ihrem Kolchos. Ihren vorerst letzten Wagen übernahm sie vor sieben Jahren.
Zum Jubiläum versammelte sich Muassams (Foto unten: x) Großfamilie, die mehr als 100 Angehörige zählt, darunter 59 Enkelkinder. Von ihren 13 Kindern sind vier ebenfalls Berufskraftfahrer, andere arbeiten als Bauern, Ärzte und Lehrer.



Verkehrsfunk

Bis 31. März 1985 bietet der „RADIO-DDR-Verkehrsservice" verstärkt Informationen über Witterungs- und Straßenbedingungen. Gemeinsam mit dem Ministerium des Innern, Hauptabteilung Verkehrspolizei, dem Ministerium für Verkehrswesen, Hauptabteilung Straßenwesen, dem VEB Kombinat Minol und anderen Partnern vermittelt Radio DDR in seinem I. Programm über UKW und Mittelwelle Nachrichten zur aktuellen Verkehrssituation, über verkehrsorganisatorische Maßnahmen sowie operative Empfehlungen für günstige Fahrtrouten. Dieser Funk-Service meldet sich zwischen 5.00 und 9.00 Uhr und zwischen 16.00 und 18.00 Uhr stündlich; bei dringenden Informationen auch während des Tagesprogramms.

Achtung: Schulferien

Bis zum 3. März haben die Schulkinder Winterferien. Für Kraftfahrer eine Zeit erhöhter Aufmerksamkeit. Vor allem in Großstädten, wo die Wintersportmöglichkeiten relativ rar sind, wird auf jedem schneebedeckten Hügel gerodelt oder geschlittert. Und dies oftmals in unmittelbarer Fahrbahnnähe. Die Kinder sind sich der dort drohenden Gefahren meist gar nicht bewußt oder meinen „schon aufzupassen".
Zu gern wird auch das ungeräumte Nebenstraßennetz ausgiebig zum Spielen benutzt. Gewiß ist es oftmals bei hohem Schnee kompliziert abzuschätzen, wo schon Straße oder noch Gehweg ist. Doch es obliegt der elterlichen Aufsichtspflicht, darauf zu achten, daß die Kinder an wirklich sicheren Plätzen spielen. Selbst ganz wenig befahrene Straßen gehören nun mal zum öffentlichen Straßennetz. Und auch dort gilt uneingeschränkt die Straßenverkehrsordnung. Im Paragraph 38 Absatz 2 StVO heißt es unmißverständlich: Spielen sowie die Ausübung des Wintersports auf und unmittelbar neben der Fahrbahn sind untersagt.
Eine Ausnahme besteht lediglich auf entsprechend gekennzeichneten, also ausgeschilderten Spielstraßen.

Bei Mondschein oder Dunkelheit – mobile – das Schwarzwild wechselt jederzeit.

Machtgerangel der

Am 25. April schlug Hitlers Stimmung wieder in hemmungslosen Optimismus um. An jenem Tag meldete sich bei ihm General Weidling zur ordnungsgemäßen Berichterstattung. Düster genug war der Bericht. Hitler hörte schweigend zu, den Blick auf die Eisenbetondecke geheftet, die auf ihn offensichtlich beruhigend wirkte.

Wie erschüttert war aber Weidling, als Hitler Einwendungen zu machen begann. Er mußte eigentlich wissen, daß schon einen Tag zuvor, am 24. April, westlich von Berlin der Sender Nauen mit allen Einrichtungen und dem Personal den Truppen des Marschalls Shukow in die Hände gefallen war; er mußte auch wissen, daß Marschall Shukows Truppen in Berlin eingedrungen waren und im Norden Pankow, im Nordwesten Tegel, im Osten den Schlesischen Bahnhof besetzt hatten; es mußte ihm auch bekannt sein, daß jetzt, am 25. April, Marschall Shukows Truppen alle Wege, die aus Berlin nach dem Westen führten, abgeschnitten und nordwestlich von Potsdam sich mit den Truppen der 1. Ukrainischen Front vereinigt und somit den Ring um Berlin vollends geschlossen hatten.

Nach wie vor belogen sie einander, sich selbst, das Volk

Aus General Weidlings Bericht ging unanfechtbar hervor, daß die Lage hoffnungslos war; aber Hitler begann, mit zitterndem Finger auf der Landkarte herumfahrend, abgerissene Sätze hinauszuschreien: „Die Lage wird sich bald bessern. Die 9. Armee nähert sich Berlin. Sie wird gegen die Russen losschlagen. Ich hab's befohlen. Auch General Wencks 12. Armee rückt vom Westen heran. Sie wird gegen die Südflanke der Russen losschlagen. So habe ich's befohlen. Mehr noch. Von Norden werden General Steiners Truppen kommen und dann geht's gegen die Nordflanke der Russen los. Sie werden sehen, General, alles wird sich zu unseren Gunsten wenden…"

„Ganz entsetzt hörte ich Hitler zu", erzählte Weidling. „Für mich war klar, daß seine Pläne unerfüllbar waren. Die 9. Armee war eingeschlossen und stand in schweren Kämpfen. Wencks Armee war ausgeblutet. Ich glaubte auch nicht, daß Steiner noch über Truppen verfügte…"

General Weidling drückte sich sehr zurückhaltend aus. Von Steiners Armee war zu jener Zeit nur noch der Stab übriggeblieben, der sich nördlich von Berlin befand, denn schon im März war diese Armee von den Truppen der 1. Belorussischen Front aufs Haupt geschlagen worden. Die 9. Armee war zu jener Zeit bereits eingekesselt und wurde von den Sowjettruppen endgültig aufgerieben. Hitler rief also Phantome an.

Die nazistischen Banditen blieben sich treu. Alles ringsum hatte sich verändert, sie allein hielten an ihrem Lebensstil fest: Nach wie vor belogen sie einander, sich selbst, das Volk; nach wie vor rauften sie um die Macht.

Von Göring kam ein Telegramm. Das war am 23. April, wenige Tage vor der Kapitulation. Weidling erfuhr von diesem Telegramm durch den neu ernannten Chef des Generalstabs, General Krebs, dem einzigen Mann, mit dem sich Weidling in dieser Atmosphäre des allgemeinen gegenseitigen Hasses leidlich stand. Göring erinnerte im Telegramm Hitler an den Inhalt einer seiner Reichstagsreden. Hitler hatte in ihr erklärt, daß im Augenblick, da er nicht imstande sein würde, das Reich zu lenken, die volle Regierungsgewalt Heß und im Falle seiner Abwesenheit Göring überlassen werde. Und nun forderte Göring, daß Hitler, vom Reich isoliert, ihm, Reichsmarschall Hermann Göring, die Führung überlassen müsse.

Hitler lehnte Görings Forderung aufs entschiedenste ab und drohte ihm außerordentliche Maßnahmen an. Wie General Krebs berichtete, ging in Hitlers Antworttelegramm sein Lieblingswort „erschießen" ein. Göring wurde, wie der Stenograph Hergesell erzählte, in Berchtesgaden von SS-Männern verhaftet. „Wofür? Wofür?" soll der Reichsmarschall entrüstet geschrien haben. „Habe ich nicht dreiundzwanzig Jahre lang für den Führer gekämpft?" Der Dickwanst wurde abgeführt…

Mittlerweile nahm die Eroberung von Berlin ihren Fortgang. Treptow, Neukölln, Moabit fielen. Von Süden nahm Tschuikow Tempelhof, Berlins Lufthafen.

Hitlers Reich verwest inmitten von Blumenduft

In meinen Aufzeichnungen vom 25. April finde ich folgende Zeilen:

„… Wir fahren durch Mahlsdorf, Biesdorf, Adlershof, Karlshorst, Köpenick usw. In den Tagen der Kämpfe kamen wir hier kreuz und quer herum, so daß wir die Berliner Randgebiete jetzt nicht minder gut kennen als die Moskauer. Seen, Gärten… Alles steht in Blüte, Fliederduft und Pulvergeruch. Unter einer unglaublich duftenden Akazie steht ein Geschütz und feuert auf die Innenstadt. In den von den Deutschen verlassenen Schützengräben verwesen Leichen. Frühling und Tod. Hitlers Reich verwest inmitten von Blumenduft. Die Berliner suchen sich, vor den Fliegerangriffen in die Vororte zu retten. Hier sind die Häuser intakt. In nächster Nähe der Stadt elende Behausungen, Gartenlauben, aus altem Blech und Sperrholz zusammengeschustert. Winzige Gärtchen dabei mit kümmerlichen Kohlbeeten…

Kinder betteln: ‚Brot!', ‚Kussotschek Chleba' – (ein Stückchen Brot), das sind die ersten russischen Wörter, die sie gelernt haben. Dabei teilen unsere Kommandanten den Deutschen auf die alten Lebensmittelkarten Brot aus. Übrigens fiel sofort auf, daß viele Berliner übermäßig viele Karten besaßen – da wurde eine interessante Tatsache festgestellt. Die Amerikaner hatten über Berlin nicht nur Bomben abgeworfen, sondern auch Lebensmittelkarten, die von den echten Karten nicht zu unterscheiden waren. Die Behörden forderten die Bevölkerung auf, die Karten zu vernichten. Aber beim Konflikt zwischen deutschem Patriotismus und deutschem Magen siegte meistenteils der Magen…

Eine Kolonne befreiter Häftlinge aus dem Kaulsdorfer Lager. Ein Greis, mit einem Käppchen auf dem Kopf – ein Geistlicher, er heißt Chishnjakow. Neben ihm seine Frau. Er ist 76, sie 64 Jahre alt. Warum wurden sie verschleppt? Er weiß es nicht. Sie waren mit dem Abtragen von Ruinen beschäftigt und bekamen dafür 200 Gramm Brot pro Tag. Wie brachten sie es bloß fertig, sich am Leben zu erhalten?

… Ein Ehepaar: Holländer und Galizierin. In der deutschen Gefangenschaft schlossen sie die Ehe. Er: ein blutjunger, behäbiger rothaariger Koloß; sie: klein, dunkelhaarig, lebhaft, graziös. Sie sprechen ein entsetzliches Kauderwelsch von Holländisch und Ukrainisch. Offensichtlich haben sie einander sehr lieb. Sie sind glücklich, daß sie der nazistischen Sklaverei entronnen sind; aber zugleich sind sie besorgt, ob sie sich am Ende doch werden trennen müssen? Sie ist bereit, mit ihm nach Den Haag, er mit ihr nach Kolomyja zu gehen…

Zwei deutsche Kommunisten, nach siebenjähriger Haft von unseren Truppen befreit. Hochgewachsene, breitschultrige Burschen, Arbeiter. Sie tragen zweifarbige, dunkelgrüne Jacken und Hosen mit grellen Streifen: die Kleidung der deutschen Zuchthäusler. Sie marschieren nach Berlin. Auf dem Rücken tragen sie Beutel mit Kartoffeln, die sie in verlassenen Gemüsegärten ausgruben. Abgezehrte, aber glückstrahlende Gesichter, grüßen und winken uns noch lange zu…"

Goebbels führte ein Maulwurfsdasein

Abend des 29. April. General Weidling meldete sich bei Hitler zum Rapport. Hitler war kaum wiederzuerkennen. Seine Gesichtsmuskeln verspannten sich unaufhörlich, seine Hände zappelten. Bei der Berichterstattung waren zugegen: Goebbels, General Krebs, Hitlers Wehrmachtsadjutant, General der Infanterie Burgdorf, und Hitlers Schatten, Martin Bormann.

Goebbels, den Weidling lange nicht gesehen hatte, überraschte ihn durch seine Leichenblässe. Es war die Blässe eines Unterweltbewohners. Goebbels, als Feigling be-

Verwesten

FREIE WELT - Serie 2

Als Frontberichterstatter erlebte der sowjetische Publizist Lew Slawin den Krieg von der ersten Stunde bis zum Tag des Sieges. In Berlin wurde er Zeuge der letzten Tage des „Dritten Reiches", des possenhaften Gebarens seiner Würdenträger, die in der Nacht vom 8. zum 9. Mai in Karlshorst mit ihren Unterschriften das Ende ihrer Macht signierten.

Dieser Bericht entstand unter den noch frischen Eindrücken des Erlebten. FREIE WELT entnahm ihn der „Sowjetliteratur" vom Januar 1946.

kannt, hatte sich seit langem nicht an der Erdoberfläche blicken lassen. Er führte ein Maulwurfsdasein.

Weidling begann mit dem Bericht, seinem letzten. Anderthalb Stunden lang führte er den Nachweis, daß weiterer Widerstand zwecklos sei; alle Hoffnungen, Berlin auf dem Luftweg mit Munition und Lebensmitteln zu versorgen, waren gescheitert. Daraufhin murmelte Hitler etwas zur Antwort. Er habe einen Sonderbefehl erlassen, daß Munition und Lebensmittel durch Flugzeuge nach Berlin befördert würden. Sollte die Zufuhr sich bis zum nächsten Tag nicht bessern, werde er seine Zustimmung geben zur Aufgabe von Berlin und zu einem Ausbruchversuch der Truppen.

Weidling sagte: „Mein Führer! Als Soldat muß ich geradeheraus sagen, daß es keine Möglichkeit mehr gibt, Berlin und Sie zu verteidigen. Vielleicht besteht noch die Möglichkeit, daß Sie persönlich hinauskommen."

Der Mann mit dem schwarzen Schnurrbärtchen und dem zuckenden Gesicht murmelte, den trüben Morphinistenblick vor sich gerichtet: „Zwecklos... Meine Befehle... Niemand erfüllt sie..." Dann verstummte er und senkte den Kopf. Diese Hilflosigkeit, die an Hitler, dem selbstherrlichen Schwätzer, so fremd war, überraschte Weidling ganz besonders.

„Der Führer hat in seinem Testament eine Regierung eingesetzt..."

Am nächsten Tag, dem 30. April, durchschlugen schwere Geschosse die Mauern der Neuen Reichskanzlei. Die zentnerschweren Kristallkronleuchter zersplitterten. Durch den Saal flatterten Formulare mit dem Stempel „Reichskanzlei". Im Marmorsaal stürzten krachend Porphyrblöcke von den Wänden.

An jenem Tag ließ man, wie mir SS-Männer aus Hitlers Leibwache erzählten, sie mit ihren Bannern und ihrem Befehlshaber, dem Chef der Reichskanzlei-Wache, SS-Brigadeführer Mohnke, im Unterstand antreten. Dann erschien Hitler in schwarzem Zivilanzug mit dem Bändchen des Eisernen Kreuzes. Er schritt den Trupp ab. Seine Haltung war wie stets theatralisch, seine dicken Beine stampften mit steifen Knien, sein merklich zitternder rechter Arm war ausgestreckt, zu einer Geste, die er für antik hielt. Mit einem Wort, alles wie sonst. Nur eines war anders: Hitler schwieg. Dieser redselige Hysteriker sprach kein Wort. Warum? Vielleicht wollte er nicht, daß man seiner Stimme das Zittern anmerke. Oder, falls es nicht Hitler, sondern sein Doppelgänger war, war es ihm verboten, sich durch den Klang der Stimme zu verraten.

Am gleichen Tag, 14 Uhr 30, hatte General Weidling in seinem Stab eine Beratung der Kommandierenden der zu jener Zeit beträchtlich zusammengeschrumpften Verteidigungsabschnitte von Berlin einberufen. Die Anwesenden neigten der Ansicht zu, daß ein Ausbruchsversuch aus Berlin geboten wäre. In diesem Augenblick erschien ein Sendbote Hitlers, ein Offizier seiner Leibwache, Obersturmbannführer der SS.

Der Anblick des stämmigen Hitlerschen Prätorianers brachte Weidling auf den gewohnten Gedanken. Er flüsterte seinen Offizieren zu: „Achtung! Er hat den Befehl, mich zu erschießen..." Der SS-Mann überreichte General Weidling ein Schreiben von Hitler. Zur angenehmen Überraschung des Generals gab Hitler ihm freie Hand.

Aber etwa drei Stunden später erschien der gleiche Obersturmbannführer wieder und überbrachte Weidling ein neues Schreiben, diesmal vom Adjutanten des Befehlshabers der SS-Brigade, die die Neue Reichskanzlei verteidigte, unterzeichnet. In dem Schreiben wurde Weidling angewiesen: 1) alle Vorbereitungen für einen Ausbruch aus Berlin einzustellen; 2) Berlin bis zum letzten zu verteidigen; 3) nach Empfang des Schreibens sich beim Generalstabschef, General Krebs, zu melden.

Stutzend über die einander widersprechenden Befehle und in ernstlicher Besorgnis um das eigene Schicksal, arbeitete sich Weidling mit Mühe und Not durch die vom Pfeifen der Geschosse erfüllten brennenden Straßen und traf Punkt 19 Uhr in der Neuen Reichskanzlei ein. Er betrat Hitlers Arbeitszimmer und fand hier das Kleeblatt – Goebbels, Krebs und Bormann – vor. Die Herren teilten Weidling mit: heute, am 30. April, 15.30 Uhr, hätten Hitler und seine Frau durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende gesetzt, und zwar hätten sie Gift genommen und hernach, der Sicherheit halber, sich erschossen. Die Leichen seien Hitlers Wunsch gemäß im Garten der Neuen Reichskanzlei, dem „Garten der Selbstmörder", verbrannt worden.

Weidling hörte sprachlos vor Staunen zu. Dann erklärte Goebbels, schon nicht mehr im Ton der Trauer, sondern sachlich trocken: „Der Führer hat in seinem Testament eine Regierung eingesetzt: Großadmiral Dönitz als Reichspräsident, Bormann als Parteiminister, mich, Dr. Goebbels, als Reichskanzler."

Weidling hatte in diesem Augenblick nur einen unausgesprochenen Wunsch, vielleicht den heißesten, den er je empfunden hatte: in diesem blutigen Chaos am Leben zu bleiben. Und er gab sich das Wort: koste es, was es wolle, sich das Leben zu erhalten...

Eine der „Leichen Hitlers" habe ich in der Neuen Reichskanzlei gesehen

In Berlin sprach man schon längst davon, daß in der Neuen Reichskanzlei nicht Hitler, sondern sein Doppelgänger sitze. Das war durchaus nicht unwahrscheinlich. Hitlers Äußeres war so gewöhnlich, daß es nicht schwer fiele, für ihn einen oder sogar mehrere Doppelgänger zu finden. Eine der „Leichen Hitlers" habe ich am 2. Mai in der Neuen Reichskanzlei gesehen. Ich sage mit Absicht: eine, denn insgesamt waren es, wenn ich nicht irre, sechs. Vor mir lag ein Mann, der Hitler sehr ähnlich sah, in schwarzem Anzug mit dem Bändchen des E. K. Hitlers Leibarzt und seine Dienerschaft, die herbeizitiert wurden, um die Leiche zu identifizieren, erkannten in keiner dieser Leichen ihren „Führer". Bei Hitler waren die Augenbrauenwülste stark ausgebildet. Außerdem fehlten an den Leichen verschiedene andere Merkmale, die für Hitlers Äußeres bezeichnend waren. Bei allen sechs Toten klaffte auf der Stirn eine Revolverschußwunde. Hatte man diese Menschen zum Selbstmord gezwungen, oder waren sie von Hitlers Leibgarde niedergeknallt worden? Welch schmutziges Drama im abgeschmackten Detektivstil mochte sich da abgespielt haben?

Glaubte General Weidling an Hitlers Tod? Er machte sich überhaupt keine Gedanken darüber. Weidling dachte weniger über Hitlers Tod nach als über Weidlings Leben. Ein anderer gefangener General hielt es hingegen für durchaus möglich, daß Hitler entkommen war: „Waren Sie Unter den Linden? Einstmals war es Berlins schönste Straße, wie geschaffen für Paraden und Umzüge. Jetzt sind dort nichts als Trümmerhaufen und verkohlte Linden geblieben." Er hielt einen Augenblick inne, stieß einen Seufzer aus und fuhr fort: „Aber das ist jetzt Nebensache. Haben Sie bemerkt, daß man dort eine Startbahn baute? Wer weiß, vielleicht ist Hitler dort abgeflogen?" Ein gefangener Oberst wandte ein: „Der wirkliche Tatbestand ist mir unbekannt, aber rein logisch möchte ich darauf schließen, daß Hitler tot ist. Er ist nicht der Mann, der im Verborgenen wirken könnte. Er kann im Exil nicht leben. Er braucht Publikum, Scheinwerfer, Reklame..."

Im Grunde genommen, ist diese Frage auch nicht von Belang. Selbst wenn Hitler am Leben sein sollte, ist er tot. Ich berühre diese Dinge nur, um zu zeigen, wie der deutsche Faschismus im stinkenden Pfuhl des Verbrechens, in blutiger Lüge, in Schmutz verendete.

Im nächsten Heft:
Die ungewohnte Stille

Die letzten Monate des zweiten Weltkriegs — die ersten Wochen des Friedens. Ein Rückblick vierzig Jahre nach der Befreiung durch die Sowjetarmee. FOLGE 4

Erschossen, in jedem Fall

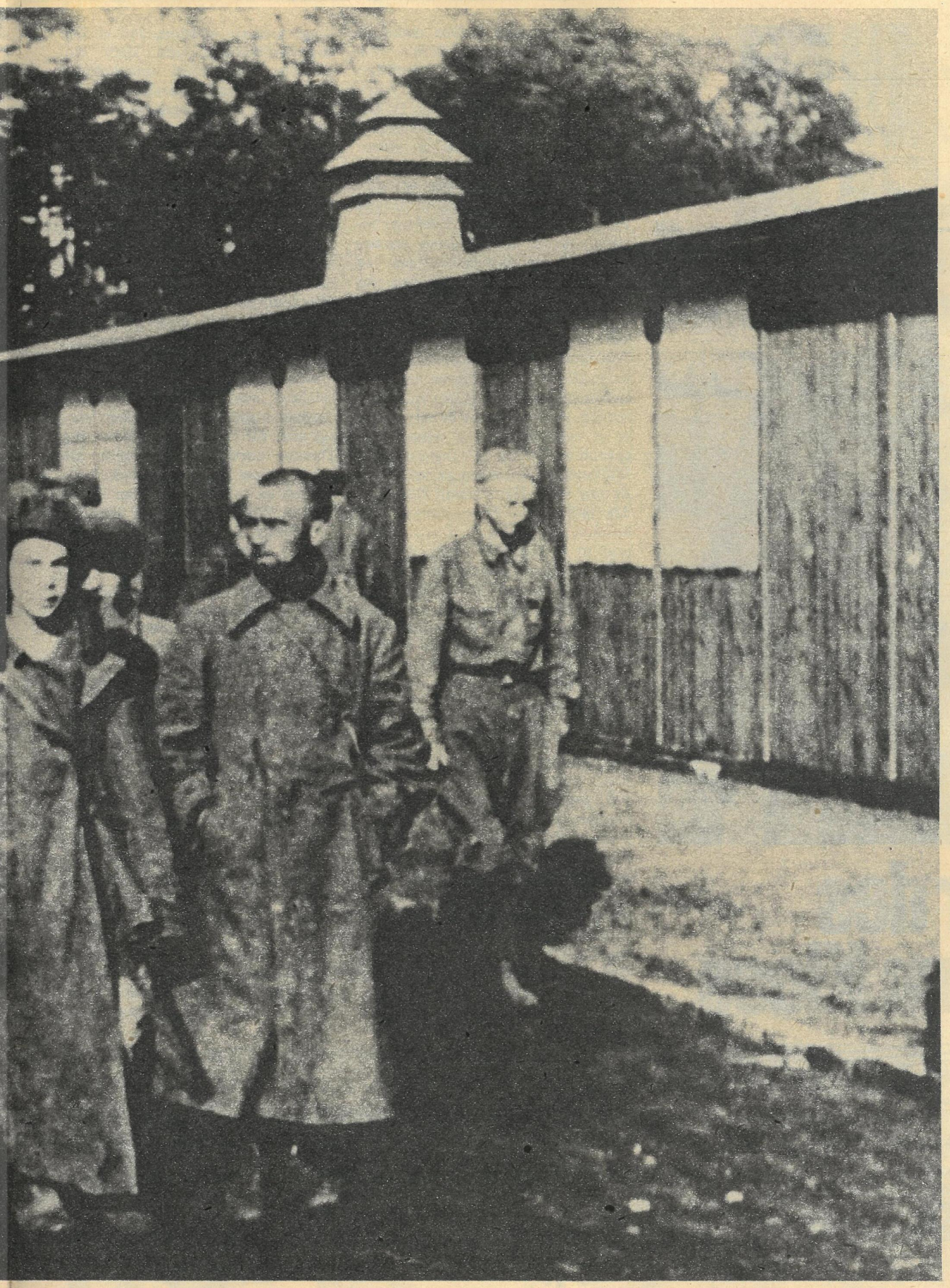
Unser Bild ist ein seltenes Dokument: Sowjetische Kriegsgefangene betreten ein deutsches Konzentrationslager. Ahnen sie, daß sie die letzte Station ihres Lebens erreicht haben? Über fünfeinhalb Millionen Soldaten der Sowjetarmee gerieten zwischen 1941 und 1945 in deutsche Gefangenschaft. Mehr als drei Millionen kamen in dieser Gefangenschaft ums Leben. Man ließ sie verhungern oder erfrieren, man ließ sie ohne jegliche medizinische Hilfe an Verwundungen und Seuchen zugrunde gehen, man lieferte sie der „Vernichtung durch Arbeit“ aus, wie die gebräuchliche Formel lautete. Und man mordete im eigentlichen Sinn des Wortes mit Genickschußanlagen und Galgen, in Gaskammern, durch Giftinjektionen und „medizinische Experimente“.

Schriftliche Belege für ihre Untaten, Befehle und Vollzugsmeldungen, haben die Mörder in ausreichender Menge hinterlassen. Die Weisungen über den beabsichtigten Massenmord richteten sich unverhüllt gegen Kommunisten, bedienten sich im übrigen aber mit Vorliebe dehnbarer Begriffe, wie etwa „unerwünschte Elemente“, mit einem Wort, sie waren gedacht als Freibriefe für Mord, und so wurden sie auch verstanden.

Vergleiche zwischen deutscher und sowjetischer Kriegsgefangenschaft verbieten sich von selbst. Es ist wahr, daß es in sowjetischen Lagern Hunger gab, es gab auch Krankheiten, und nicht alle sind heimgekehrt. Aber es ist auch wahr, daß die deutschen Gefangenen nicht als friedfertige Reisende ins Land gekommen waren, und es ist ebenso wahr, daß die Überfallenen ihr Brot, das für sie selbst nicht reichte, mit ihnen teilten. Auf der einen Seite Not und Mangel, die der Angreifer selbst verursacht hatte, auf der anderen staatlich organisierter Massenmord.

Wie nicht anders zu erwarten, hat sich der Antisowjetismus, der bekanntlich vor nichts zurückschreckt, auch der Kriegsgefangenen angenommen, der deutschen, versteht sich, vorweg Bonns erster Kanzler Adenauer. Die Ausläufer dieser künstlich hochgepeitschten Welle schlagen gelegentlich noch heute an die Ufer des Rheins. Über die sowjetischen Gefangenen hat sich die Bundesrepublik, von einigen Historikern und Juristen abgesehen, bis auf den Tag gründlich ausgeschwiegen. Wie man hört, beabsichtigen nun maßgebende Herren in Bonn, bei denen sich weder 1945 noch nachträglich ein Gefühl der Befreiung einstellen wollte, am 8. Mai dieses Jahres immerhin der Toten zu gedenken. Welcher Toten? Es wäre dies eine günstige Gelegenheit, sich auch der drei Millionen sowjetischer Kriegsgefangener zu erinnern, die wider alles Menschenrecht in deutschen Gefangenenlagern ermordet wurden.

Jürgen Jessel



erfroren, verhungert - Mord

DOKUMENTE DER ZEIT

Brief des SS-Oberführers Deuschl an Himmler vom 24. 1. 1942:
„Ehe nur ein deutscher Soldat ... an einer Seuche stirbt, sterben mir lieber 500 bolschewistische Bestien, die übrigens zu einem größten Teil im Laufe der Zeit bei den jetzigen Verhältnissen doch an Hunger, Erfrieren oder an einer Seuche eingehen müssen."

Protokoll einer Besprechung der Stabschefs der Heeresgruppen und Armeen bei Generalstabschef Halder am 13. 11. 1941:
„Seitens ... der Heeresgruppe Mitte wird die Frage der Ernährung der Kriegsgefangenen angeschnitten ... Der Generalquartiermeister greift in die Auseinandersetzung ein und erklärt: Nicht arbeitende Kriegsgefangene in den Gefangenenlagern haben zu verhungern ..."

Vernehmung des SS-Rapportführers Sorge über die Ermordung von insgesamt 18000 sowjetischen Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Sachsenhausen:
„Staatsanwalt: Wieviel Mann waren das? – Sorge: Etwa 6000 beim ersten Transport. – Staatsanwalt: Und wurden die eingetroffenen sowjetischen Kriegsgefangenen wirklich vernichtet? – Sorge: Jawohl. Alle in den Monaten August bis Oktober 1941 im Lager eintreffenden russischen Gefangenen wurden bis auf 1000 Mann vernichtet und verbrannt ... – Staatsanwalt: Und was geschah mit den 1000 Kriegsgefangenen, die am Leben blieben? – Sorge: 400 Mann starben ... an Hunger. – Staatsanwalt: Und die restlichen 600? – Sorge: Das waren abgemagerte Skelette."

Foto: Zentralbild

Gesichter des Hauptmann Kloss

Profil und Parteilichkeit:

Stanislaw Mikulski ist noch immer einer der profiliertesten Schauspieler in der Volksrepublik Polen. Sein „Hauptmann Kloss" in der Kundschafterserie „Sekunden entscheiden", die ein Millionenpublikum hatte, machte ihn auch international bekannt. 1970 war er Gast im Fernsehstudio der DDR (Fotos oben u. rechts unten).

In über hundert Rollen stand er schon im Scheinwerferlicht – Stanislaw Mikulski, einer der profiliertesten polnischen Darsteller. Auch nach fünfunddreißig Jahren Bühne und Film ist er nie müde geworden, nach Neuem Ausschau zu halten. Als er 1950 in dem Film „Der erste Start" mitwirkte, da war er noch Abiturient und hatte einen jungen Flieger zu spielen. Der Titel war beziehungsvoll, denn diesem „ersten Start" folgten bis zum heutigen Tag viele Filme und Fernsehserien, vor allem aber immer wieder Bühnenrollen. Dabei hat er es geschafft, sich künstlerisch auf keinen Typ festlegen zu lassen. „Ein Schauspieler muß sich beständig verändern", bekannte er unlängst in einem Gespräch. Auch wenn er dabei, so wie er es erfahren hat, in seinem Anspruch zeitweilig in Gegensatz zu Millionen Zuschauern geriet.

Es war sein „Hauptmann Kloss" in der polnischen Fernsehserie „Sekunden entscheiden", der ihn 1965 und in den Jahren danach nicht nur in seinem Land zum Publikumsliebling werden ließ. Für die Rolle dieses verwegenen Kundschafters entdeckte ihn der Altmeister unter den Regisseuren Polens, Janusz Morgenstern, keinesfalls ganz zufällig. Mikulskis Einfühlungsvermögen und seine Spielgenauigkeit bauten auf einer bestimmten Grundlage, denn ehe er das Schauspielstudium in Kraków absolvierte, hatte er als Offizier an der polnischen Militärakademie studiert. In den zahlreichen Folgen jener Serie, die in der Zeit der faschistischen Okkupation Polens angesiedelt sind, durfte Mikulski nun in der Rolle des Kundschafters all das sein, was das Publikum von seinem Helden erwartete: furchtlos, empfindsam, witzig, entschlossen und bescheiden. Die Zuschauer identifizierten sich mit seiner wahrhaftigen künstlerischen Darstellung, weil sie spürten, daß er Leidenschaftlichkeit und Herz einbrachte. „Sekunden entscheiden" gilt darum bis heute als einer der besten im Genre spannungsvoller abenteuerlicher Filme zu diesem Thema. Mehrere sozialistische Länder, auch die DDR, übernahmen die Fernsehserie.

Vier Jahre hatten die Dreharbeiten gedauert und Mikulski vollauf in Anspruch genommen, nun schlossen sich für ihn als Hauptdarsteller eine Reihe von Reisen an. 1970 war Mikulski gefeierter Gast in Berlin, und, wie überall anderswo auch, von Autogrammsammlern umringt. Doch auf der Höhe seines internatitonalen Erfolges, mehrfach ausgezeichnet, schlug er alle ähnlichen Fernsehangebote hartnäckig aus, zog sich, für viele überraschend, ins Theater zurück. Nach mehr als zehnjähriger Bühnenpraxis in Lublin galt es nun für ihn, das Publikum in Warschau von der Richtigkeit seiner Entscheidung zu überzeugen. Aber dieses empfing ihn nicht mit offenen Armen…

„Egal in welcher Rolle, in welcher Verkleidung ich auf die Bühne kam, in dem Moment, wo ich spielte, flüsterte irgend jemand ‚Kloss'. Sie kamen einfach, um noch eine weitere Serie zu sehen." Freimütig, doch mit gebührendem Abstand, erzählte mir Mikulski das in Warschau, damals – 1980 – spielte er gerade am „Theater Polski" und im „Kammertheater" an der Foksal. Da erlebte ich ihn in Tadeusz Rittners um die Jahrhundertwende spielenden Gesellschaftsstück „Sommer" als Komödiant von Format. Sein zwischen fünf exaltierten, lebensüberdrüssigen und

Furchtlos, entschlossen, bescheiden: Mikulski als Hauptmann Kloss (rechts) und Publikumsliebling auch in Berlin (rechts unten)

liebesdurstigen Damen balancierender Pariser Modevertreter schien mit allen Wassern gewaschen. Tolldreister Liebhaber, feilschender Kaufmann und spitzfindiger Philosoph, der sich von dem Kuchen der Reichen abschneidet, was ihm zukommt. Gegenwärtig, im „Nationaltheater“ engagiert, ist er in Molières „Streiche des Scapin“ wiederum in einer Komödie zu sehen, und selbst jene polnischen Kritiker, von denen ich weiß, daß sie mit Lob sparsam umzugehen pflegen, bescheinigen Mikulski eine „faszinierende Wandlungsfähigkeit“.

Am liebsten gestaltet er Menschen, in deren Schicksal sich Komisches und Tragisches vereinen. Besonderes Interesse galt darum seiner Jago-Interpretation in „Othello“, dem er Züge an „der Grenze der Farce“ – wie die Kritik schrieb – abgewann. In der Rolle des Sulkowski in dem gleichnamigen von Stefan Zeromski 1910 verfaßten historischen Drama, das häufig aufgeführt wird, soll es bisher keinen besseren Darsteller als Mikulski gegeben haben. Hier verkörpert er den Adjutanten Napoleons, der dem tragischen Irrtum verfiel, in überseeischen Feldzügen die Freiheit Polens erkämpfen zu wollen.

Klassik und Gegenwart, Drama und Lustspiel – das Repertoire dieses Schauspielers ist überaus breit: Gogol, Musset, Joyce, Shaw, Shakespeare, Schiller, Brecht. In Lublin stand Mikulski auch als Mackie Messer in der „Dreigroschenoper“ und als Ferdinand in „Kabale und Liebe“ auf der Bühne.

Die meisten seiner Filme, darunter „Stunden der Hoffnung“, „Attentat“, „Der Kanal“ und „Feuertaufe“ entstanden Anfang der siebziger Jahre. Wenn er sich danach auch völlig dem Theater widmete, hat er doch nicht ganz auf die Arbeit vor der Filmkamera verzichtet. 1984 übernahm er eine Rolle in dem sowjetischen Spielfilm „Eine europäische Geschichte“. Zuvor wirkte er in einem Gegenwartsfilm, und diesmal in der Rolle eines Bauingenieurs, in der tschechoslowakisch-

Fotos: INTERPRESS, M. Wagner, Archiv

polnischen Fernsehserie „Die lange weiße Spur“ mit. Manche meinen, Mikulski fühle sich auf der Leinwand in Uniform am wohlsten, obwohl sie mit solchem Urteil mindestens ein Dutzend Filmrollen unterschlagen, in denen er keine Uniform trägt. Trotzdem widerspricht er nicht. Sieht es unter einem politischen Aspekt, die Zeit in der polnischen Armee habe ihn nun mal entscheidend geprägt, in seinem Beruf wie in seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen. Sowohl in Lublin als auch in Warschau war er über viele Jahre Parteisekretär. Für Hobbys blieb ihm wenig Muße, eine Ausnahme gibt es jedoch, als Conférencier hat er jedes Jahr das „Festival des Soldatenliedes“ begleitet. Und wenn ihn deshalb von „Solidarnosc“ angeheizte Rowdies in seinen Theatervorstellungen attackierten, nahm Stanislaw Mikulski es gelassen hin, ein Künstler mit Konsequenz und Format.

Irma Weinreich

Zeichen des Unheils

Der sowjetische Erzähler Wassil Bykau ist äußerst zurückhaltend mit seinen Auskünften über sich selbst. Dennoch wissen wir, daß es einst vor mehr als vierzig Jahren einen Offizier Bykau gab, der mit seinem Zug in der vereisten ukrainischen Steppe, als auf ihn, den Verwundeten, faschistische Panzer Jagd machten, um sein Leben kämpfen mußte. Bykaus zahlreiche Erzählungen über Menschen im Krieg leben von derartig zugespitzten „Entweder-oder-Situationen“. Erinnert sei an „Die dritte Leuchtkugel“, an „Wolfsrudel“, an „Die Schlinge“, an „Der Obelisk“. Auch in seinem neuesten, erst 1984 beim Verlag Volk und Welt in einer Übersetzung von Thomas Reschke erschienenen Roman „Zeichen des Unheils“ geht es um die Bewältigung einer für den einzelnen ausweglosen Lage, um die Entscheidung, besser aufrecht zu sterben, als auf den Knien zu leben.

Einfache Menschen, Bauern, die einst ihre zwei Deßjatinen beakkert haben, um ihr bescheidenes Dasein zu fristen, später Kollektivbauern wurden, geraten in die Mühle des Krieges. Ein belorussisches Dorf im Kriegsjahr 1941, ein einsames Gehöft an der Landstraße. Keine spektakulären Kampfhandlungen, keine wilden Verfolgungsjagden, keine tragisch-heroischen Entschlüsse, keine ungewöhnlichen Charaktere. Kriegsalltag, mit seiner unausweichlichen Drangsal, mit nagendem Mangel und den unberechenbaren Wechselfällen von Raub, Mord, von Verzweiflung und Hoffnung, von Überlebenswillen, Gewissensnot, Verrat und trotziger Standhaftigkeit. Die resolute, ihre Angst bezwingende Szepanida und der gutmütige, aber hilflose, ängstliche Pjatrok versuchen jeder auf seine Art mit diesem grausamen Alltag fertig zu werden. Erst sind es die Deutschen, die Soldateska, die ihnen das Leben zur Qual machen. Dann, als diese weiterzieh'n, werden sie von den eigenen Leuten, den von den Faschisten eingesetzten Kollaborateuren in Atem gehalten. Wie und warum diese Polizisten und Hilfspolizisten zu Verrätern wurden, untersucht Bykau hier in Einblendungen an Hand der Vorkriegsgeschichte des kleinen Dorfes.

Szepanida und Pjatrok spüren, daß sie diesen Unholden erbarmungslos ausgeliefert sind, daß sie der Not und den Zwängen ihres Alltags nicht lange standhalten werden. Pjatrok will sich mit den „Mächtigen“ nicht anlegen, möchte ihnen aus dem Wege gehen, auch ihm schnürt der Zorn über die Untaten der Faschisten und ihrer Helfershelfer die Kehle zu, trotzdem glaubt er durchschlüpfen zu können, wenn er sich klein macht, sich duckt. Szepanida dagegen kann ihre verzweifelte Wut über die Schurkereien der Kollaborateure nicht verbergen. Sie hat begriffen, daß man sich in solchen Zeiten nicht wegducken kann, sie begehrt auf, protestiert, läßt sich nicht einschüchtern. Als Pjatrok schließlich von den Verrätern abgeführt wird und auf Nimmerwiedersehen verschwindet, bleibt der beherzten Szepanida nur noch ihr „großer Plan“ – die Bombe.

Bykau zeigt hier wie in seinen früheren Erzählungen Charaktere in der Bewährung. Auch hier zwingt die extreme Situation Menschen zur Entscheidung. Nur, daß ihren Entschlüssen keine wirkungsvollen Taten folgen, daß sie sich zu ernsthaftem Widerstand nicht aufraffen können, indem sie, wie andere, in die Wälder gehen um zu kämpfen. Hat sich hier Bykau zum Anwalt der den Krieg passiv Erleidenden gemacht? Die Leidensgeschichte von Szepanida und Pjatrok hat jedenfalls tragische Kraft, sie entreißt ein Millionenschicksal der Vergessenheit und erinnert an die, deren Namen selten festgehalten sind, obwohl auch sie es verdienten. Denn sie haben sich ihre Menschlichkeit gegen alle widrigen Umstände bewahrt. Und das ist nicht wenig.

Helmut Zemke

Compañero Trovador

Musikanten von fünf Kontinenten sind in Berlin zum 15. Festival des politischen Liedes zusammengekommen. Im Jahr der Moskauer XII. Weltfestspiele ist Silvio Rodríguez (Foto) aus Kuba dabei, dem Land der XI. Weltfestspiele (rechts ein Foto vom Sommer 1978). Mit Sängern anderer Länder gestaltet er auch ein Programm zum 40. Jahrestag der Befreiung und des Sieges über den Hitlerfaschismus. Elke Bitterhof kennt Silvio aus gemeinsamer Arbeit im Internationalen Komitee des Neuen Liedes, dem unter anderen auch Pete Seeger, Chico Buarque und Daniel Viglietti angehören. Sie stellt ihn uns vor.

Silvio Rodríguez ist keiner von denen, die mit ausgebreiteten Armen die beleuchtete Treppe herunterschreiten, wenn ihr Name dem Publikum angekündigt wird. Er gehört zu den ganz leisen Künstlern, deren Lieder vom Publikum wie eine Berührung empfunden werden. Als ich ihn nach elf Jahren beim Liedfestival in Varadero wiedersah, wußte er nicht mehr, daß er mir 1972 in Berlin beigebracht hatte, Cafecito Cubano zuzubereiten, den kleinen kubanischen Kaffee. An unser

Festival des politischen Liedes aber konnte er sich gut erinnern. Das war damals sein erster Auslandsauftritt. Zwei Wochen fuhren wir gemeinsam durch die DDR, und er erzählte von sich.

1946 geboren, verbrachte Silvio seine Kindheit in San Antonio de los Banos, einer kleinen Stadt in der Nähe Havannas. Mit fünfzehn war er ein ganz junger Lehrer in der Alphabetisierungskampagne. Später arbeitete Silvio als Zeichner und Karikaturist. Er folgte dem ersten Aufruf der Volksarmee und meldete sich freiwillig zur Verteidigung der kubanischen Revolution. Dort, unter den Soldaten, schrieb er die ersten Lieder: „Die Musik hatte sich meiner bemächtigt, sie wurde zu meiner Leidenschaft." 1969 bildete er mit Pablo Milanés, Noël Nicola und anderen die Klangexperimentalgruppe des ICAIC, des kubanischen Filminstituts. Unter der Leitung von Leo Brouwer studierten sie Musik und erforschten kulturelle Traditionen. Diese Etappe bezeichnet er als eine der wichtigsten in seinem Leben. Die Zahl der Liedermacher wuchs, es machte sich nötig, sie zusammenzubringen und zu organisieren. 1972 wurde die Bewegung der Nueva Trova gegründet. Silvio Rodríguez sagte dazu: „Die Nueva Trova ist gleichzeitig das Resultat einer gesellschaftlichen und musikalischen Revolution... und alle Kämpfe und Auseinandersetzungen, die wir erleben, sind in die Lieder der Nueva Trova eingegangen... In den Liedern der Nueva Trova kann das Volk seinen Weg, seine Gefühle, das Bewußtsein, das die Revolution in uns allen hervorgebracht hat, wiedererkennen." Und: „Meine Lieder mache ich so, weil sie eben so in mir entstehen, weil ich mich dazu berufen fühle und weil ich denke, daß ich so, und nur so, meine Lieder machen muß." Silvios Eigenwilligkeit ist in jedem Lied zu spüren, und selbst, wenn man seine poetischen Bilder in spanischer Sprache nicht versteht, fühlt man die Kunst, die Sensibilität des Sängers, unterliegt man dem Reiz der ungewöhnlichen Stimme. Das ist sicher einer der Gründe für seine internationalen Erfolge, sei es in Nikaragua, in den USA oder in Europa. Beim Internationalen Liedfestival in Varadero hatte er noch keine zwei Takte auf seiner Gitarre gespielt, als zehntausend Menschen bereits in brausenden Applaus fielen. Seine Lieder sind wirkliche V o l k s lieder, gesungen von alten Frauen, Unterhaltungsstars, Schulkindern. Und besonders sind es seine Liebeslieder, die eine ganze Generation sich zu eigen macht, um verstanden zu werden, wo eigene Worte nicht weiterwissen. Eines der schönsten für mich, „Días y flores" (Tage und Blumen), endet:

Wenn es Tage gibt,
an denen ich müde
zurückkomme,
schmutzig von der Zeit,
ohne welche für die Liebe,
so ist es, weil ich von der
Welt zurückkomme,
nicht aus dem Wald, nicht von
der Sonne.
An solchen Tagen, Genossin,
leg dir eine neue Seele an
für meine schönste Blume.

Fotos: Kristina Eriksson, ADN-ZB/Kluge

Bohumil Hrabal

Engelsaugen

Bohumil Hrabal, geboren 1914 in Brno-Židenice, ist ein Erzähler von hohen Graden und steht in der Tradition der modernen Klassiker der tschechischen Literatur, wie Jaroslav Hašek. Bevor er sich voll der Literatur zuwandte, erprobte er sich in vielen Berufen. Er studierte ab 1934 in Prag Jura, promovierte, war während des Krieges Notariatsgehilfe und Eisenbahner, dann Versicherungsagent, Handelsreisender und Stahlwerker, später Papierpacker in einer Prager Altstoffsammelstelle, Kulissenschieber und Statist am berühmten S.-K.-Neumann-Theater. Erst 1963 erschien sein erster Erzählungsband, dann folgten jedes Jahr neue Geschichten. In der DDR machte er sich bekannt und beliebt mit seinen Auswahlbänden „Der Tod des Herrn Baltisberger" und „Wollen Sie das goldene Prag sehen?" sowie mit der erfolgreich verfilmten Erzählung „Das Haaropfer". Die nachstehend abgedruckte Geschichte entnahmen wir dem kürzlich erschienenen „Ex libris"-Band des Verlages Volk und Welt, dessen Auswahl und Übersetzung Karl-Heinz Jähn besorgte.

Er fragte die blutjunge Verkäuferin: „Wo ist der Herr Chef?" Sie wies mit dem Finger auf eine Tür. „Die Frau Chefin ist im Garten, und der Herr Chef ist wahrscheinlich in der Backstube ... Und wer sind Sie?" Er antwortete: „Ich bin der Vertreter der Versicherung."

In den Bäckerladen kamen Leute, und das Mädchen fragte sie nach ihren Wünschen. Die Leute kauften Brötchen, Hörnchen und Brot. Und wieder kamen Kunden. Die Verkäuferin wies noch einmal mit dem Finger auf die Tür. „Die Frau Chefin ist im Garten und der Herr Chef in der Backstube."

Der Versicherungsmann betrat einen Flur, in dem lieblich duftende Brotlaibe auf Stellagen aufgereiht lagen, blieb am Fenster stehen und schaute in den Garten, wo ein barfüßiges Weibsbild unter den Apfelbäumen umherging; eben bückte sie sich, suchte aus diesem Haufen taufeuchter Äpfel die schönsten heraus und steckte sie sich in die Schürzentasche. Sie wischte einen Apfel ab und rieb ihn an der Schürze blank, betrachtete ihn und biß in das süße Fruchtfleisch hinein; selbst hier noch, im Flur, hörte man, wie sich ihre Zähne in den Apfel gruben und ihn mit gewaltigem Appetit zerkauten. Dann watete sie gedankenverloren durch das Laub und das taunasse Gras, bis sie zu einer Trauerweide kam, deren Zweige sie auseinanderschob, und auf einen Greis blickte, der, in eine Decke eingemummt, in einem Rollstuhl saß und in der Haltung eines zustoßenden Vogels in einem großen Buch las; das Buch lag auf einem Notenständer. Die Frau trat unter die Weide, schlug ein Blatt des Buches um und klemmte es mit einer Wäscheklammer fest, damit der Wind es nicht zurückschlug. Sie streichelte den Greis, zupfte ihm die Decke zurecht ... und er las mit einfältigem Lächeln weiter. Die Frau teilte wieder die Zweige und schritt durch das nasse Gras, und als sie am Fenster erschien, waren ihre Füße ganz rot.

Sie trat in den Flur, blieb breitbeinig vor dem Versicherungsvertreter stehen, griff nach einem neuen Apfel in der Schürzentasche, schlug die Zähne mit gewaltigem Appetit hinein, biß, vernehmlich schmatzend, ein Stück des süßen Fruchtfleisches ab und blickte ihn fragend an.

Der Vertreter sagte, er heiße Růžička, Karel, und der Herr Bäckermeister Beránek habe eine Beitrittserklärung zum Gewerbefonds unterzeichnet, dann aber einen Brief geschrieben, in dem er mitteilte, er wolle nicht mehr Mitglied sein und verlange das Geld zurück. Und was sie, die Frau Bäckerin, dazu meine.

Sie warf den Apfelstiel weg, langte sich eine Mehltüte aus dem Regal, legte sie aufs Fensterbrett, zog einen Bleistift hervor und schrieb Zahlen auf die Tüte, multiplizierte, rechnete alles zusammen und sagte dann: „Mein Mann ist verrückt. Wenn er schon nicht bis neunzig hier auf der Welt sein wird, ich schaff's allemal ... Wie mein Papa", sagte sie und zeigte durchs Fenster auf den Greis im Rollstuhl. „Und damit würde ich mit fünfundsiebzig von der Versicherung fünfzigtausend kassieren!" Sie nahm den Bleistift und unterstrich den Betrag, den sie auf der Tüte errechnet hatte. Dann wies sie auf eine Tür und zuckte mit den Schultern. „Aber mein Mann will nicht. Dauernd hat er was. In seinen jungen Jahren weckte er mich nachts alle naselang und brüllte: ‚Gesteh, wen du vor mir gehabt hast!' und nahm mich ins Gebet ... Neuerdings weckt er mich wieder alle naselang, schwenkt das Aufnahmeformular und schreit: ‚Wenn sich dieser Kerl mit den Engelsaugen von der Versicherung hier sehen läßt, dann ergeht's ihm so!' Dabei haut er mit der Faust gegen das Bettgestell, daß ihm die Knöchel bluten ... Aber was will man machen?" sagte sie und zerknüllte das Rechenergebnis samt Mehltüte, langte sich einen weiteren Apfel, polierte ihn an ihrem üppigen Busen, besah ihn sich dann von nahem und biß mit gewaltigem Appetit in das Fruchtfleisch.

„Was liest Ihr Herr Vater da?" fragte der Versicherungsmann. „Die Humoristischen Blätter", sagte sie, und der Apfelschaum auf ihren Zähnen blitzte. „Was soll er sonst auch tun, wo er doch gelähmt ist! Als er noch nicht gelähmt war, handelte er auf dem Markt. Der patentierte Nadeleinfädler. Sie haben noch nichts davon gehört? Gesehen auch nicht? Wirklich nicht?" Die Bäckersfrau blickte ihn verwundert an. „Na sagen Sie mal!" Und schon begann sie im marktschreierischen Ton zu leiern: „Mutter kommt vom Feld nach Hause, will nähen, doch die Augen sind schwach, die Hände zittrig. Sie zielt und zielt, kriegt aber den Faden nicht durchs Nadelöhr. Und warum? Sie hat meinen patentierten Nadeleinfädler nicht. Damen und Herren, dieses weltberühmte Instrument habe ich in Paris für fünf Kronen verkauft, heute aber soll jeder auf seine Kosten kommen, deshalb nehm ich nur zwei Kronen dafür. Und dazu gibt es für jeden eine große Spule weißes und eine Spule schwarzes Garn und obendrein noch ein Dutzend Nadeln, damit heut jeder auf seine Kosten kommt ..."

Während sie deklamierte, sah sie dem Versicherungsvertreter tief in die Augen, und er spürte den Duft ihres Atems, der feucht und süß war vom Apfelschaum, hatte aber den Eindruck, sie schaue ihn an wie einen der Äpfel, die sie eben verspeist hatte. „Sie haben wirklich noch nirgends davon gehört?" fragte sie.

„Nein", schnaufte er und lachte. „Aber kriegen Sie denn keine kalten Füße? Wo Sie so barfuß auf den Fliesen stehen?"

„Niemals ... mir ist immerzu heiß. Ich bin immerzu in Hitze." So sprach sie und beugte sich vor bis zu den Lippen des Versicherungsvertreters. Er sah ihre großen, schönen Augen, die voll gesunder Sinnlichkeit waren. Und die Bäckersfrau küßte ihn lange. Ihr Mund war kühl und duftete nach Äpfeln.

Beim Geräusch einer Tür, die irgendwo geöffnet wurde, fuhr sie zusammen, sprang zurück, ihre nackten Füße patschten auf den Fliesen, sie lauschte, dann lachte sie und sagte: „Sie haben hübsche Augen." Sie nahm einen großen Flechtkorb, packte ihn mit Brotlaiben voll und meinte: „Falls Sie zuweilen solche Sehnsucht nach mir haben sollten wie ich nach Ihnen, Sie wissen ja, wo ich wohne." Mühelos hob sie den schweren Korb auf und wies mit dem Kinn auf die Tür am Ende des Flurs. „Und dort schläft mein Mann." Sie schenkte dem Versicherungsvertreter einen letzten Blick ihrer schönen Augen, stieß mit dem Gesäß die Tür zum Laden auf und schlüpfte mit einer Drehbewegung in den Verkaufsraum.

Er blieb eine Weile stehen und lauschte, betrachtete eine Weile den Greis, der unter der Weide in den Humoristischen Blättern las, schritt dann den Flur entlang und öffnete die Tür zur Backstube.

Dort war es still. Auf den Wandbrettern ruhten Brotlaibe, und auf einer Militärpritsche, nur mit Unterhosen bekleidet, lag bäuchlings der Meister, eine Hand über das Kissen nach vorn gestreckt, als kraule er quer durch die Backstube. Auf dem Fußboden lag ein Pantoffel, bekleckst mit angetrockneten Teigspritzern. Der Versicherungsvertreter bückte sich und rüttelte den Schläfer. Der richtete sich auf und gähnte und reckte sich, daß die Knochen knackten.

„Sind Sie Meister Beránek?"

Doch der Bäcker drehte sich nur auf den Rücken und schlief weiter.

Der Vertreter rüttelte ihn noch einmal und sagte: „Meister, haben Sie uns einen Brief geschrieben, der mit ‚Verehrte Lumpen' anfängt?"

Da sprang der Meister von der Pritsche, fuhr blitzschnell herum, drehte den Versicherungsmann ins Licht, packte dessen Kopf mit den Pranken, blickte ihm in die Augen, als wolle er ihn abküssen ... und brüllte: „Das ist er nicht!" Dann heulte er, zur Decke gewandt: „Wo ist das Schwein, das Augen wie ein Engel hat?"

„Was?" fragte der Vertreter erschrocken und fuhr sich mit dem Finger hinter den Hemdkragen.

„Jeijei, jeijei, jeijei, jeijei!" Der Meister hopste in Unterhosen durch die Backstube. „Ich, der ich den Grundsatz habe, jeden Versicherungsmann, der ins Haus kommt, sofort mit der Faust in die Fresse zu hauen ... ich gebe meine Unterschrift für so einen scheußlichen Menschheitsbetrug her! Und bezahle mit dem Geld, das fürs Buchenholz sein sollte!" Zur Bekräftigung hieb er sich mit der Faust gegen die Stirn, daß ihm die Augen flackerten. „Aber daran haben seine blauen Augen schuld! Und da fragt mich dieses Schwein auch noch: ‚Meister, wenn Sie in Pension gehen, was möchten Sie als Prämie

haben, ein Häuschen oder eine kleine Villa? Und Meister, wenn wir mit den Pensionären kostenlose vierwöchige Ausflugsreisen machen ... möchten Sie lieber ans Meer oder ins Hochgebirge?' Und ich Hornochse sage, ich will lieber das Häuschen und ins Hochgebirge!" Der Meister hieb sich abermals vor die Stirn, mit solcher Kraft, daß er auf die Pritsche sackte, wo er weitersprach: „Und in dieser lieblichen Nebelwolke lebte ich bis gestern, machte immer wieder die Tür des Häuschens auf, schaute durchs Fernglas auf die Berge... Bis ich mir abends die Statuten durchlas. Und als ich damit fertig war, schmiß es mich um," sagte er und zeigte auf die Pritsche. Er schnellte wieder hoch, packte den Vertreter am Ärmel und zerrte ihn zur Wand, wo er mit abgebrochenen Fingernägeln auf irgendwelchen Additionen und Multiplikationen herumtrommelte. Dann unterstrich er mit dem Finger die Endsumme und brüllte: „Betrogen habt ihr mich! Soviel müßte ich euch in den Rachen schmeißen! Für fünfzigtausend müßte ich mir die Jahre zurückkaufen... doch wofür? Das hat mir dieses Schwein mit den Engelsaugen, das mir die Aufstellung gemacht hat... das hat mir dieses Schwein nicht gesagt", greinte er, und seine Hände verkrümmten sich rachitisch. Er ließ den Blick durch die Backstube irren. „Aber wissen Sie, was diesem Lümmel mit den blauen Augen passiert, wenn er sich hier sehen läßt?" Er schaute sich um, doch weder die Rührscheite noch die Holzkloben noch die Schürhaken am Ofen inspirierten ihn. Erst an den Ofenschiebern blieb sein Blick wohlgefällig hängen.

Er schnappte sich einen Schieber, rannte ans andere Ende der Backstube, wog ihn in der Hand und balancierte ihn aus, stürzte auf die Ofenwand los und rammte den Schieber mit voller Wucht dagegen. Der Anprall war so heftig, daß der Meister auf den Hintern fiel, doch er jauchzte: „Und so, genauso dresche ich ihm den Schieber ins Maul! Und so rühre ich in ihm rum!" Er demonstrierte, wie er mit dem Schieber in dem Versicherungsvertreter mit den Engelsaugen herumstochern würde. Er wollte schon aufstehen, blieb aber noch eine Weile auf allen Vieren liegen und malte das Bild zu Ende. „Mich bringen die Gendarmen ins Loch, ihn aber geradewegs ins Leichenhaus." Er erhob sich, setzte sich auf die Pritsche und schlug die Hände vors Gesicht.

Der Vertreter der Gewerbeversicherung wischte sich den Schweiß von der Stirn. Empört sagte er: „Das schreit ja zum Himmel! Aber gerade deshalb hat man mich ja von der Direktion hierher zu Ihnen geschickt. Meister, zeigen Sie mir das Aufnahmeformular, ich möchte wissen, wer es Ihnen ausgefüllt hat."

Der Bäcker hob das Kopfkissen, unter dem eine Tasche, vollgestopft mit den verschiedensten Papieren, lag, zog die Erklärung heraus und gab sie ihm.

Der Vertreter entfaltete die Urkunde. „Na ja, der Herr Krahulik! Meister Beránek, geben Sie mir die Hand, geben Sie sie mir. Als Staatsbeamter wette ich mit Ihnen, um was Sie wollen, daß Herr Krahulik nicht nur rausgeschmissen wird, sondern sogar noch vor den Staatsanwalt kommt. Ist denn so was möglich?" empörte sich der Vertreter und fügte hinzu: „Ich weiß, daß Herr Krahulik Sie nicht mal darüber informiert hat, daß es zu den Pensionen von Gewerbetreibenden staatliche Zuschüsse gibt. Kein Wort hat er Ihnen von den Bezirks- und Kreiszuschüssen gesagt, nicht wahr?"

„Nein, hat er nicht...", flüsterte der Meister.

„Na sehen Sie." Der Versicherungsvertreter drückte Herrn Beránek die Hand. „Und sicherlich hat er Ihnen auch nicht gesagt, daß Herr Präsident Beneš alle Gewerbetreibenden gern hat und deshalb dafür eingetreten ist, daß die Erlöse der verstaatlichten Industrie mit einer bestimmten Quote in Ihre Pension einfließen. Jetzt haben wir 1947, das heißt, daß sich Ihre Pension in zehn Jahren verdoppelt haben wird... Daß er Ihnen das nicht gesagt hat!"

„Kein Wort...", krächzte der Bäkker.

„Also da liegt der Hund begraben!" Der Vertreter hob die Finger zum Schwur und rief: „Denn das ist ja gerade die Revolution im Versicherungswesen! Die jungen Handwerker werden für die alten zahlen, Herr Beránek, ich werde die Angelegenheit für Sie im Ministerium für Sozialfürsorge regeln. Sie haben die ganze Sache ruhen lassen, werde ich sagen, haben sich alles noch einmal überlegt, inzwischen bezahlen Sie nichts, und fertig ist die Laube." Der Versicherungsvertreter zog einen Stempel samt Stempelkissen aus der Aktentasche, hauchte ihn an, drückte ihn erst sorgfältig auf das Kissen und dann auf die freie Stelle des Briefes, gleich neben die Anrede „Verehrte Lumpen". Auf dem Stempel stand: Ich lasse die Sache ruhen.

Er reichte dem Meister einen Bleistift und zeigte ihm kategorisch, wo er zu unterschreiben habe.

Dann kniffte er das Schreiben sorgfältig zusammen und erklärte: „Weitere Mitteilungen erhalten Sie von der Zentrale... Sie wissen ja, Herr Beránek, wenn Sie erst einmal gestrichen sind, ist es mit Ihnen Matthäi am letzten, selbst wenn Sie vor unserm Gebäude knien und bitten würden... wir nähmen Sie nicht mehr auf, nicht weil wir nicht wollen... aber dann geht es nicht mehr. Und wenn, dann nur auf einen Dispens vom Minister persönlich... Sind das aber schöne Brötchen!" Der Versicherungsvertreter beugte sich voller Bewunderung über den Korb. „Machen Sie die Tasche auf", sagte der Meister und packte sie ihm mit dem Backwerk voll, und als sie sich verabschiedeten, schauten sie einander lange in die Augen.

Auf dem Flur stieß der Versicherungsvertreter die Luft aus, legte die Aktentasche auf das Fensterbrett und stützte sich mit beiden Händen auf. Er blickte in den Garten, wo die taufeuchten Äpfel auf Stroh lagen. Eben lief die Bäckersfrau durch das nasse Gras, bog im Laufen die Weidengerten auseinander, schlug die nächste Seite der „Humoristischen Blätter" um und klemmte das Blatt mit der Wäscheklammer an den anderen fest, damit der Wind nicht mit den Blättern spiele.

Aus der Backstube drang Stöhnen. Der Vertreter kehrte auf Zehenspitzen zur Tür zurück, öffnete sie ein wenig und spähte durch den Spalt: Meister Beránek saß auf der Pritsche, zerrte an seinem Schnauzbart und wackelte mit dem Kopf. Nach einer Weile brüllte er auf, packte den letzten Ofenschieber, rief: „Der Kerl hat ja die gleichen Engelsaugen!", stürzte zur Wand und zerschmetterte den Schieber in tausend Splitter.

Der Versicherungsvertreter eilte in den Laden und hörte, bevor er die Tür schloß, Meister Beránek durch den Flur brüllen: „Jetzt fahren wir nach Prag! Aber mit dem Ochsenziemer in der Hand!"

Meister Beránek blickte sich um, ob auch keine Straßenbahn kam, dann trat er auf den Fahrdamm, um die Hausnummer besser lesen zu können. „Hier ist es", sagte er zufrieden und ging in das Haus. An der Wand hing eine Tafel mit der Aufschrift: Gewerbeversicherung, 5. Stock. An der Klinke der Fahrstuhltür hing ein weiteres Schild: Außer Betrieb. Meister Beránek freute sich. „Sie wissen schon, daß ich komme. Ich soll mich müde laufen! Aber ich fliege selbst ins zwanzigste Stockwerk wie ein Engel und habe noch Kraft genug, ihnen allesamt mit dem Ochsenziemer das Fell zu gerben!"

Und er nahm zwei Stufen auf einmal.

In der dritten Etage hielt er inne, zwei alte Männer saßen auf der Treppe und wischten sich schweißtriefend mit einem Taschentuch die Stirn. „Auch Gewerbetreibende?" rief der Meister. Sie nickten, und einer der beiden fragte: „Woran sehen Sie das?" Meister Beránek: „An den zerquälten Gesichtern... Aber wenn Sie dort oben reingehen und Geschrei hören, dann bin ich gerade dabei, ihnen den Schwanz zu rupfen!" Er hob den Stock und drohte nach oben, und schon eilte er leichtfüßig weiter, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

Er stürzte ins Büro, strich sich über den Schnauzbart und legte los: „Wo ist der Direktor?"

Der Angestellte, ein junger Mann, schnitt eine Blutwurst in kleine Stücke, zog eine Schublade auf und scharrte die Blutwurststückchen hinein. Dann begann er eine Zwiebel zu schneiden. Er kniff die Augen zu und sagte: „Gleich melde ich Sie an. Was ist Ihnen denn widerfahren?" Der Meister schrie: „Ich hatte Geld für Buchenholz liegen, und das hat mir Ihr Vertreter abgeluchst!" Zum Beweis hieb er mit dem Stock auf den Tisch.

Dem jungen Angestellten tränten die Augen, er streckte die Hand aus und tastete wie ein Blinder auf dem Tisch herum, dann sagte er: „Ums Haar hätten Sie mir den Pfefferstreuer zerschlagen." Er schob die geschnittene Zwiebel mit der Hand in die Schublade, streute Pfeffer auf die Blutwurst, dann bückte er sich, bis er völlig verschwand, brachte, als er sich aufrichtete, eine Flasche zum Vorschein und träufelte behutsam etwas Essig ins Schubfach. „Aber das läuft Ihnen ja durch", bemerkte Meister Beránek. „Ach wo!" sagte lachend der junge Mann. „Der Boden ist aus Blech!" So sprach er und kippelte und rukkelte die Schublade hin und her. „Es muß gut durchziehen... Aber was wünschen Sie doch gleich?"

„Mit dem Direktor zu sprechen!" sagte Herr Beránek.

„Sofort", meinte der junge Mann, klappte ein Taschenmesser auf, spießte damit ein Stück Blutwurst auf und verspeiste es genüßlich. Dann sagte er mit vollem Mund, auf die Schublade deutend: „Hier, wo die Blutwurst drin liegt, steht ‚Fleischwaren' dran. „Hier, unter der Aufschrift ‚Backwaren', in dem Schubfach hab ich Brötchen. Hier, unter der Aufschrift ‚Vergnügungsbetriebe', hier verwahre ich Bücher zum Lesen und eine Mundharmonika... und hier, wo ‚Blödsinn' dransteht, in dem Schubfach liegen die amtlichen Schreiben. Gut, wie?" Er erhob sich und fragte: „Aber Sie wollten doch was?" Der Meister sagte leise: „Mit dem Herrn Direktor sprechen." Er stellte den Stock in die Ecke. Der Angestellte ging durch eine Tapetentür. Als er zurückkam, spießte er abermals ein Stück Blutwurst aufs Messer, wies damit auf die Tapetentür und sagte: „Sie werden erwartet."

Im Büro, hinter einem Tisch, über den sich eine mächtige Palme neigte, saß ein dicker Mann, erfüllt von Wohlbehagen und innerem Glück, und schien einzig und allein auf Meister Beránek gewartet zu haben. Er bot ihm einen Stuhl an und sagte zur Begrüßung: „Treten Sie nur näher, bitte sehr, und neh-

Fortsetzung auf Seite 41

Die Mahler haben kein Schamgefül nichd, sondern

Beneidenswert ist der Künstler, der das Glück besitzt, Talent zu haben, und dazu das Talent, Glück zu haben. Heine

Das Ölgemälde

Im Haus der Kultur machte man mich mit einem namhaften Maler bekannt. Er war so bedeutend, daß es mir den Atem verschlug. Der Maler sah mich aufmerksam an, dann sagte er entschieden: „Ich möchte Sie malen. In Öl." Ich war so verwirrt, daß ich ihm zunächst nicht antworten konnte. Doch wir vereinbarten, daß ich in einem Monat in sein Atelier kommen sollte. Von dieser Minute an drehten sich meine Gedanken nur noch um das Modellsitzen. Ich war auch vorher von meinem gefälligen Äußeren überzeugt. Aber daß sich ein Maler für mich interessieren könnte... In welcher Pose soll ich sitzen? Ich erinnerte mich an ein Bild, das ich im Museum gesehen hatte. Eine kaum bedeckte Kurtisane lag auf einem Ruhebett ausgestreckt, vor ihr stand eine Porzellanschale mit Früchten. Ich versuchte es mit dieser Pose, aber mir fehlte die Porzellanschale. Und Früchte gab es auch nicht zu dieser Jahreszeit. Diese Variante entfiel also.

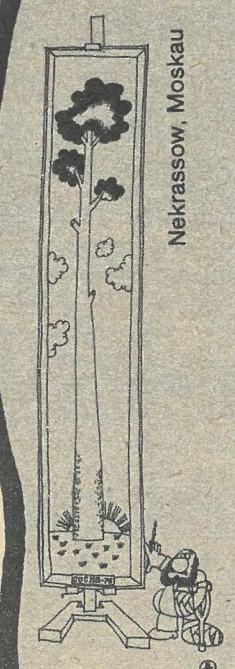
Aber vielleicht will der Maler auch meine Muskulatur hervorheben? Für diesen Zweck paßte die Gestalt des Atlas. Ich hatte jedoch nichts schwereres als eine Liege. Ächzend und stöhnend hob ich sie auf die Schultern und blickte in den Spiegel. In dieser Haltung konnte ich nicht länger als eine Minute stehen, was dem Maler natürlich nicht reichen würde, um ein Kunstwerk zu schaffen. Ich ließ die Gemälde großer Meister Revue passieren und versuchte mich in den einzelnen Figuren. Am besten gelang mir „Der Jüngling mit dem Salamander". Nicht schlecht fügte ich mich auch in die Saporoshjer Kosakenschar ein, die einen Brief an den türkischen Sultan aufsetzt. Nachts quälten mich Alpträume. Kaum hatte ich mich morgens hinter meinem Schreibtisch niedergelassen, als mich meine Gedanken schon wieder in das Atelier trugen. Vor dem Spiegel probierte ich sogar das geheimnisvolle Lächeln der Mona Lisa, es gelang mir nicht übel. Mit diesem vagen Lächeln auf dem Gesicht ging ich zur Beratung. Der Blick des Direktors blieb an meinem Gesicht haften. Er stockte, verlor den Faden, nahm seinen unterbrochenen Satz wieder auf, verhaspelte sich abermals und schrie mich an: „Warum lächeln Sie wie ein Idiot? Ziehen Sie die Richtigkeit meiner Rechenschaftslegung in Zweifel?"

„Ich lächle nicht", sagte ich leise. „Wer lächelt denn dann? Etwa ich?" „Die Mona Lisa", sagte ich. Daraufhin wurde ich drei Tage krankgeschrieben.

„Was ist mit dir?" fragte mich meine Frau, als sie mich vor dem Spiegel posieren sah. Ich gestand die Wahrheit.

„Dich in Öl porträtieren? Mit dem Gesicht, das eher wie eine Futterrübe aussieht? Das lasse ich nicht zu! Noch ist Zeit..." Sie strich mir geschlagenes Eiweiß ins Gesicht, klopfte es in die Haut ein, drei Tage lang versuchte sie es mit allen möglichen kosmetischen Quälereien. Einmal legte sie mir kochendheiße Tücher auf das Gesicht, dann wieder kühlte sie es mit Eis. Am vierten Tag sah mich der Direktor mitfühlend an: „Irgend etwas ist mit Ihnen nicht in Ordnung. Sind Sie ernsthaft krank?" Ich erstattete ihm Bericht. „Da beglückwünsche ich Sie! Das ist eine Ehre für das ganze Kollektiv! Aber Ihre Frau hat natürlich recht, unvorbereitet können Sie nicht Modell sitzen. Morgen schicken wir Sie ins Sanatorium."

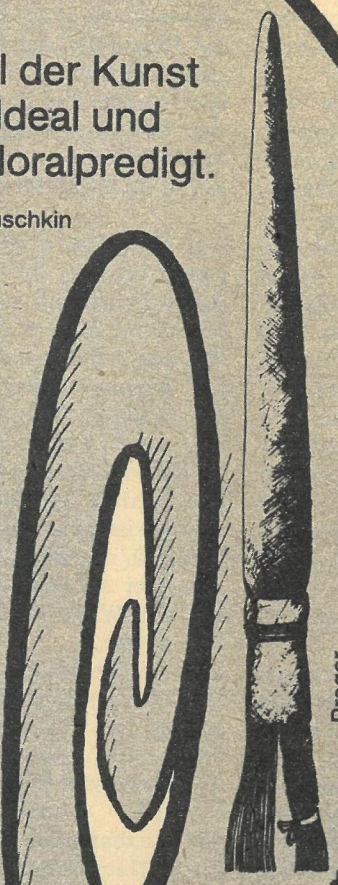
Im Sanatorium wußte man von meiner hohen Mission. Drei Wochen lang mußte ich mich einer Vitamindiät, Duschen, Massagen und kosmetischen Prozeduren unterziehen. Völlig verändert – mit einem leichten Kopfzittern – kehrte ich zurück. Und begab mich in das Atelier des Künstlers. „Sind Sie's wirklich?" fragte er zweifelnd und trat einige Schritte zurück. „Du meine



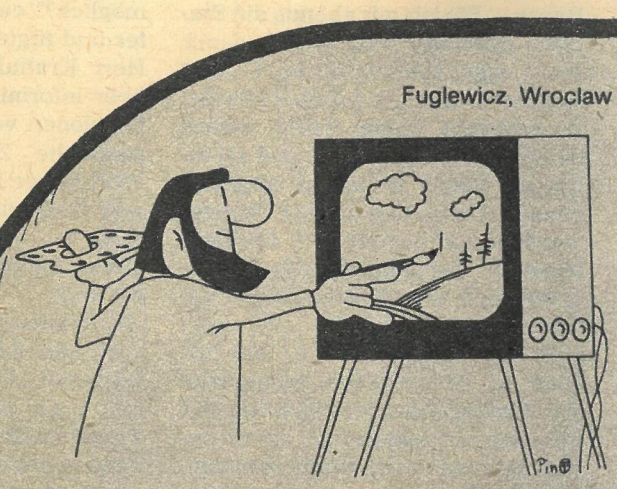
Nekrassow, Moskau

Das Ziel der Kunst ist das Ideal und keine Moralpredigt.

Alexander Puschkin



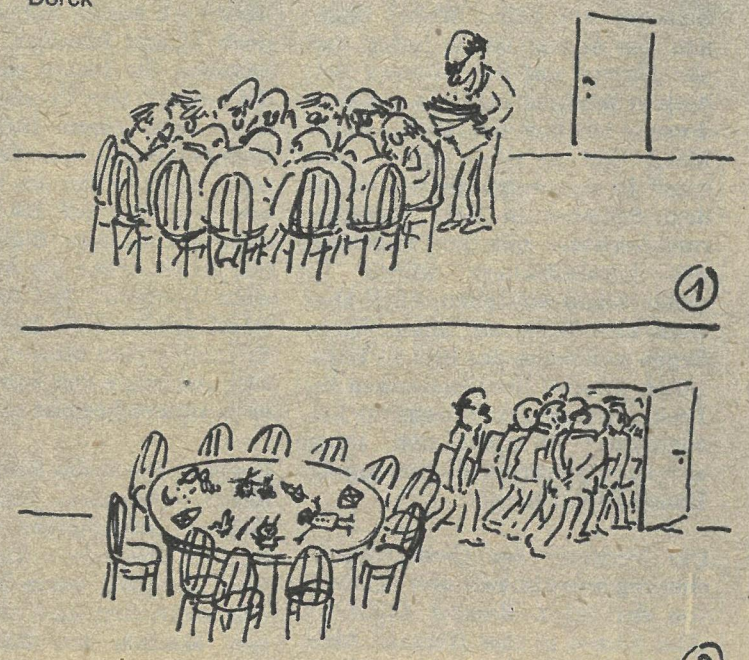
Prager



Fuglewicz, Wroclaw

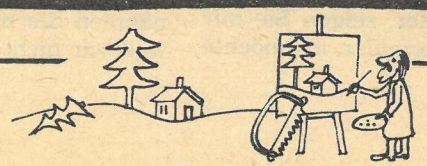
Vorbeck

Dörck



„Schon wieder eine Woche verstrichen", sinnierte der Maler.
H. Schütt

Daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen



sie mahlen die Weibsbilder ganz nakert wie die Kuh auf der Wihsen. Ludwig Thoma

Güte, wer hat Sie nur so zugerichtet? Wo ist Ihr ausdrucksvolles männliches Gesicht geblieben?“ Ich lächelte traurig. „Sekunde“, rief er. „Sie kommen gerade richtig. Setzen Sie sich.“ Er plazierte mich in einen roten Samtsessel und wandte sich der Staffelei zu. Eine halbe Stunde verging in quälendem Schweigen. Der Künstler sah mich hin und wieder an und trug fieberhaft seine Farben auf die Leinwand auf. Schließlich stieß er einen tiefen Seufzer aus und drehte die Staffelei zu mir herum.

„Was soll das sein?“ fragte ich verständnislos.

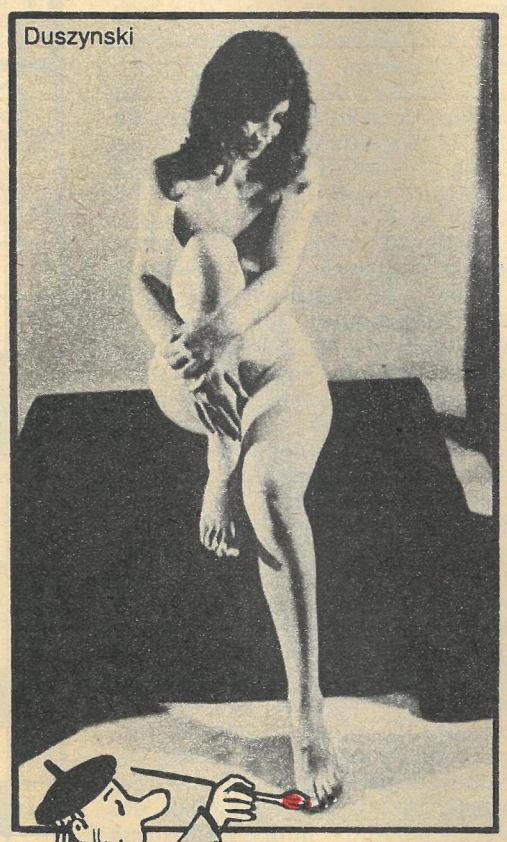
„Mein neues Kunstwerk: Die alternde Ballerina!“ Zur Ausstellung des Künstlers erschien mein Kollektiv vollzählig. „Nun, wo sind Sie denn?“ fragte der Direktor ungeduldig. Ich führte meine Kollegen etwas zur Seite, umging die „alternde Ballerina“ und machte vor einem großen Bild halt, das „Auf der Barrikade“ hieß. Mutig hielt der Fahnenträger sein Banner unter dem Kugelhagel in die Höhe.

Die Kollegen erstarrten vor dem Bild, schauten bald den Bannerträger, bald mich an. „Du siehst Dir zwar nicht sehr ähnlich, aber das bist zweifelsohne Du. Man sieht auf den ersten Blick – hier war ein großer Meister am Werk.“

Dentscho Wladimirow, Bulgarien

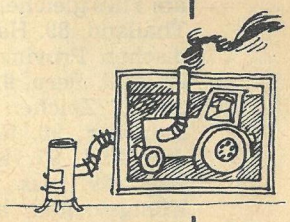
Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Duszynski



Aktquarell

Nichts gewöhnlicher als Menschen, die sich für Originale halten, weil sie irgendein Original kopieren. C. G. Jochmann



Tjunin, Moskau

In der Kunst kommt es nicht darauf an, daß man Eier und Fett nimmt, sondern daß man Feuer und Pfanne hat. Karl Kraus

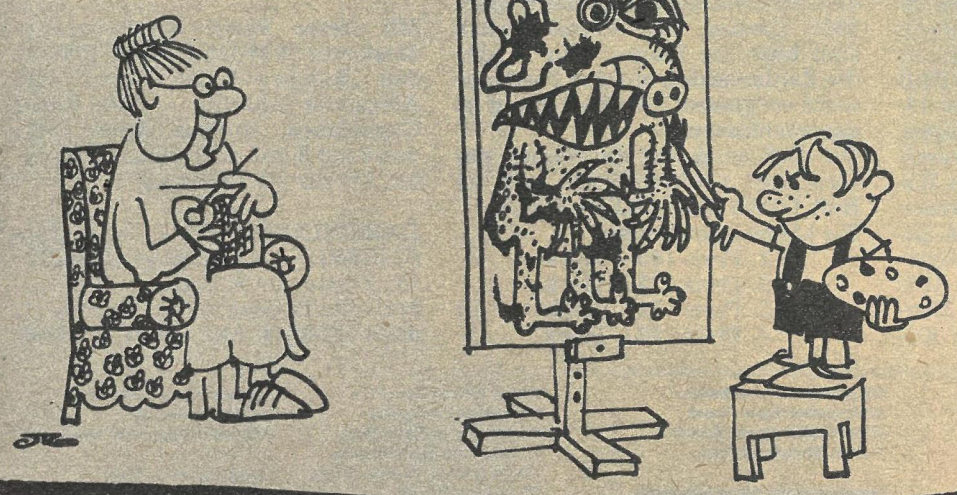
Der naive Licht- und Schattenschneck von Schlegel

Eklektiker

Ein Werk wollte er schaffen, von modernstem Reiz,
und wiederum klassisch andererseits.
Seine Hoffnung war, daß es jedermann gefiele.
Leider setzte er sich nur zwischen sämtliche Stile.

Henryk Keisch

Tesler, Moskau



Als Borste im Pinsel gelangt ein Teil des Schweins sogar bis in die Kuppel des Domes.

H. Hannemann

Hobby

P. Puschisty sammelt weder leere Flaschen noch Streichholzschachteln, keine Knöpfe noch Abzeichen. Fast sein ganzes Gehalt gibt er für den Erwerb von Tizian-, Rubens-, Goya- und van Gogh-Gemälden aus.

(aus: „Literaturnaja gaseta“)

Löwe und Mensch erkannten sich auf einem Bild. Sagte der Mensch zum Löwen: „Erkennst du als den Tapferen den Menschen an, da er sich den Löwen unterworfen hat?“ Erwiderte der Löwe: „Das Bild hat natürlich ein Mensch gemalt. Es wäre gewiß anders ausgefallen, hätte ein Löwe den Pinsel geführt.“

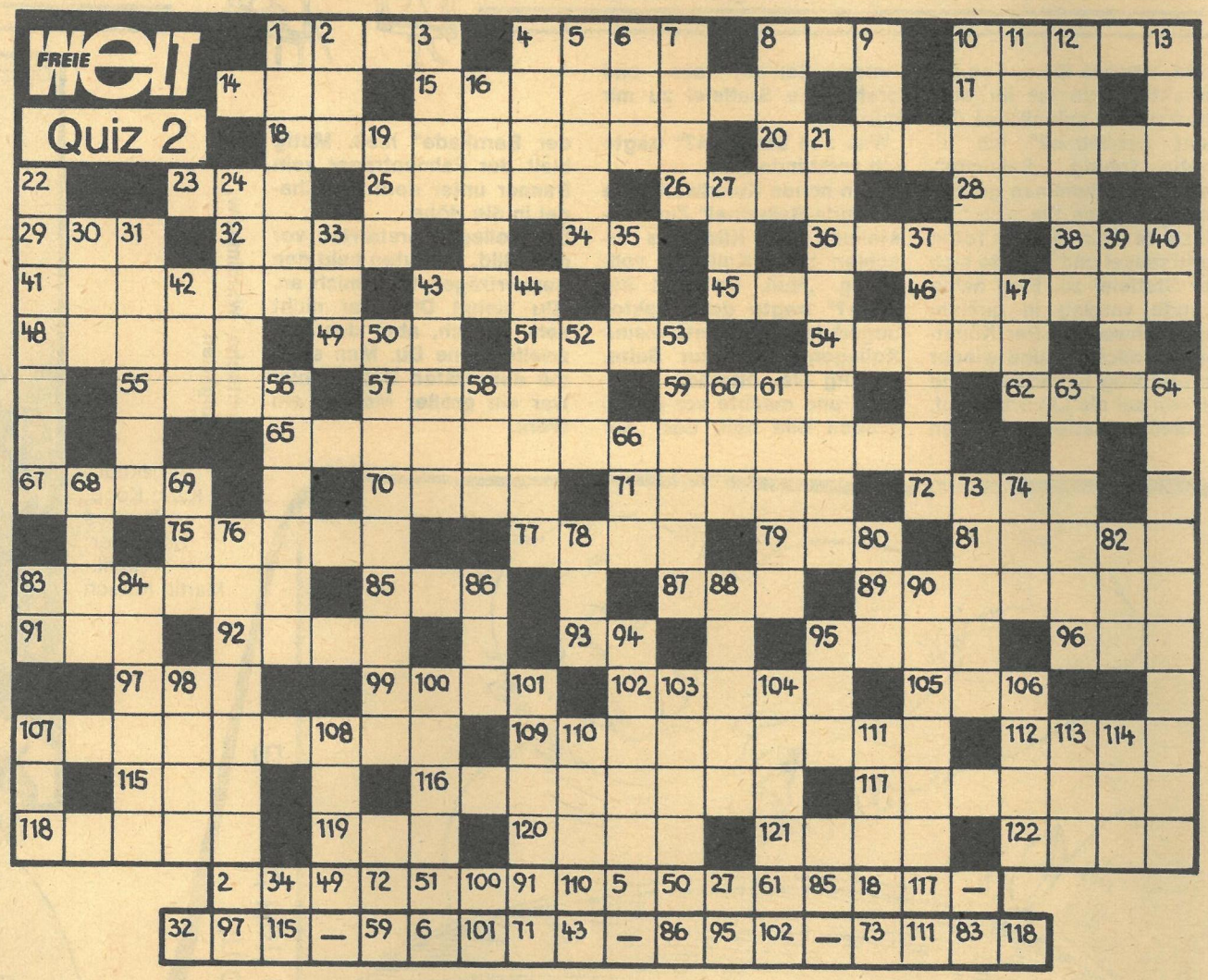
orientalisch

2 Wochenspruch

Wer oft aus dem Rahmen fällt, hat meist ein zu kleines Format.

Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wieviel geht da verloren. G. E. Lessing

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Säugetier trop. Wälder, 4. scharfes Aussprachezeichen, 8. Trinkstube, 10. Ort nordwestl. von Niesky, 14. Gürtel zum Kimono, 15. svw. Feldherr, Heerführer, 17. Windrichtung, 18 südeurop. Volk, 20. Südfrucht, 23. Handlung, 25. Tänzer und Choreograph (gest. 1958), 26. Fluß im Fernen Osten der UdSSR, 28. Abk. für die Baikal-Amur-Magistrale, 29. Großvater (Kosef.), 32. jugoslaw. Adriainsel, 34. Tierprodukt, 36. fruchtbarer Wüstenstrich, 38. Zeichen, 41. Zusammenschluß kapitalist. Unternehmen, 43. russisch: drei, 45. nord. Tauchvogel, 46. Pflanzensproß (Mz.), 48. kalkreicher Ton, 49. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 51. Hauptstadt der Lettischen SSR, 54. See i. d. Karelischen ASSR, 55. altgriech. Kriegsgott, 57. feinporiges Tuffgestein, 59. Erwerb einer Ware, 62. Stauberde; zerbröckelndes Holz, 65. armenisch-sowj. Komponist (gest. 1978), 67. Atoll nordöstl. von Tahiti, 70. schweres Streichgarngewebe, 71. Wortteil, 72. Kletterpflanze, 75. Mädchenname, 77. Aufgeld, 79. Anstalt zur Wahrung der Aufführungsrechte a. d. Gebiet der Musik (Abk.), 81. Heldenepos des Vergil, 83. Autoschuppen, 85. durch Sieden erhaltene Lösung, 87. Stadt am Fluß gleichen Namens im nördl. Thailand, 89. Hauptstadt der kanadischen Provinz Ontario, 91. Fluß im südl. Peru, 92. Überbleibsel, 93. chem. Zeichen für Astatin, 95. Zahlwort, 96. Rheinnebenfluß aus der Eifel, 97. Küstenort im südl. Peru, 99. russ. Männername, 102. Königstochter aus „König Lear", 105. Erz (latein.), 107. Ort südl. von Kasan/Tatarische ASSR, 109. episch-dramat. Chorwerk mit Orchesterbegleitung, 112. sowj. Nachrichtenagentur, 115. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 116. svw. tausend Volt, 117. Lehre von der Bewegung der Atome und Moleküle, 118. österr. Komponist der Oper „Dantons Tod", 119. Windschatten, 120. lateinisch: Milz, 121. lateinisch: Würfel, 122. Nennwert von Münzen oder Effekten.

Senkrecht: 1. Reifeprüfung, 2. Geschirrspülmittel, 3. Nebenfluß des Duero, 4. Fläche, Platz (latein.), 5. Teil des Kaffeegeschirrs, 6. Mädchenname, 7. vor Maßeinheiten das Billionenfache, 8. svw. schön, vornehm, fein (französisch), 9. Leumund, 10. Ort am Wolziger See/Kreis Königs Wusterhausen, 11. griech. Gebirge, 12. Lautäußerung des Menschen, 13. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 16. mittelitalien. Fluß, 19. arab. Männername, 21. sowj. Komponist („Peter und der Wolf"), 22. starre Lehrmeinung (latein.), 24. Operettengestalt aus „Die Fledermaus", 27. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands, 30. nordamerikan. Schriftsteller des 19. Jh., 31. Abfluß des Baikalsees, 33. Antilopenart, 35. Ingenieur (Abk.), 37. im Bauwesen Sammelbez. für Mauerziegel aller Art, 39. norweg. Mathematiker des 19. Jh., 40. französ. Artikel, 42. ein chem. Element, 43. Stadt in der Estnischen SSR, 44. Fluß nordwestl. von Kiew, 47. Grenzort im SW Rumäniens, 50. zahlenmäßige Erfassung und Auswertung von Massenerscheinungen in Natur und Gesellschaft, 52. Kama-Nebenfluß bei Ishewsk, 53. Handlung; politische Maßnahme (latein.), 56. winterlicher Niederschlag, 58. Abk. für Allgemeiner Sportclub, 60. Siedlung der Turkvölker, 61. Männername, 63. span. Ort nordwestl. von Valladolid, 64. russ. Komponist („Boris Godunow"), 66. Fluß im westl. Syrien, 68. Staat in Vorderasien, 69. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 73. junge Kuh, 74. Ort im südöstl. Finnland, 76. wissenschaftl. ausgebildeter Landwirt, 78. Gebietsteil im W der Indischen Union, 80. afrikan. Ort am Fluß Batha i. d. Republik Tschad, 82. Höhenzug in Niedersachsen/BRD, 83. chem. Zeichen für Germanium, 84. Pferdesport, 86. Abk. für Diapositiv, 88. Stern im Sternbild Perseus, 90. Ort nördl. von Minneapolis im USA-Staat Minnesota, 94. holsteinischer Fluß zur Ostsee, 95. japan. Maler des 13. Jh., 98. offener Feldbahnwagen, 100. offene Stelle in einem vereisten Gewässer, 101. Autor des Romans „Die Abenteuer des Werner Holt", 103. engl. Schulstadt, 104. Distrikt und Stadt im Norden Griechenlands, 106. Tanzschritt, 107. Abschiedsgruß, 108. größtes Meeressäugetier, 110. französisch: König, 111. ein Judo-Meistergrad, 113. ein Scheuerpulver, 114. engl. Anrede.

2	34	49	72	51	100	91	110	5	50	27	61	85	18	117	—							
32	97	115	—	59	6	101	71	43	—	86	95	102	—	73	111	83	118					

★

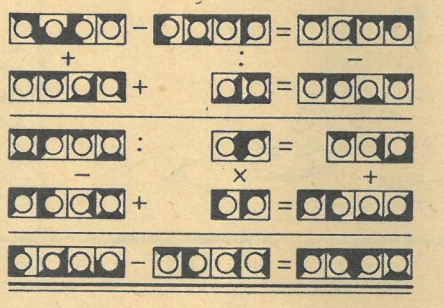
Zwei der größten deutschen musikschöpferischen Genies – Georg Friedrich Händel (23. 2. 1685–14. 4. 1759) und Johann Sebastian Bach (21. 3. 1685–28. 7. 1750) – werden aus Anlaß ihres dreihundertsten Geburtstages in aller Welt geehrt und gefeiert und viele ihrer Kompositionen aufgeführt.
Die Titel je eines ihrer bekanntesten Werke bilden in diesem Rätsel die Lösungswörter. Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleisten am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 6. März 1985 (Datum des Poststempels). Und bitte die Marke Quiz 2 oder die Zahlenleisten auf der Postkarte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 7/1985 der FREIEN WELT.
Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



SCHACH

„Remis-in-Folge-Rekord"

Mit dieser Partie überboten die Moskauer WM-Duellanten 1984/85 den „Remis-in-Folge-Rekord" von Alexander Aljochin – José Raoul Capablanca, Buenos Aires 1927, von 8 auf 9 und schraubten ihn später, bis zur 26. Partie auf 17!

DAMENINDISCH, G. Kasparow (UdSSR) – A. Karpow (UdSSR), 18. Partie; in Klammern die verbrauchte Bedenkzeit in Minuten: **1. d4(0) Sf6(0) 2. c4(0) e6(0) 3. Sf3(0)**

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

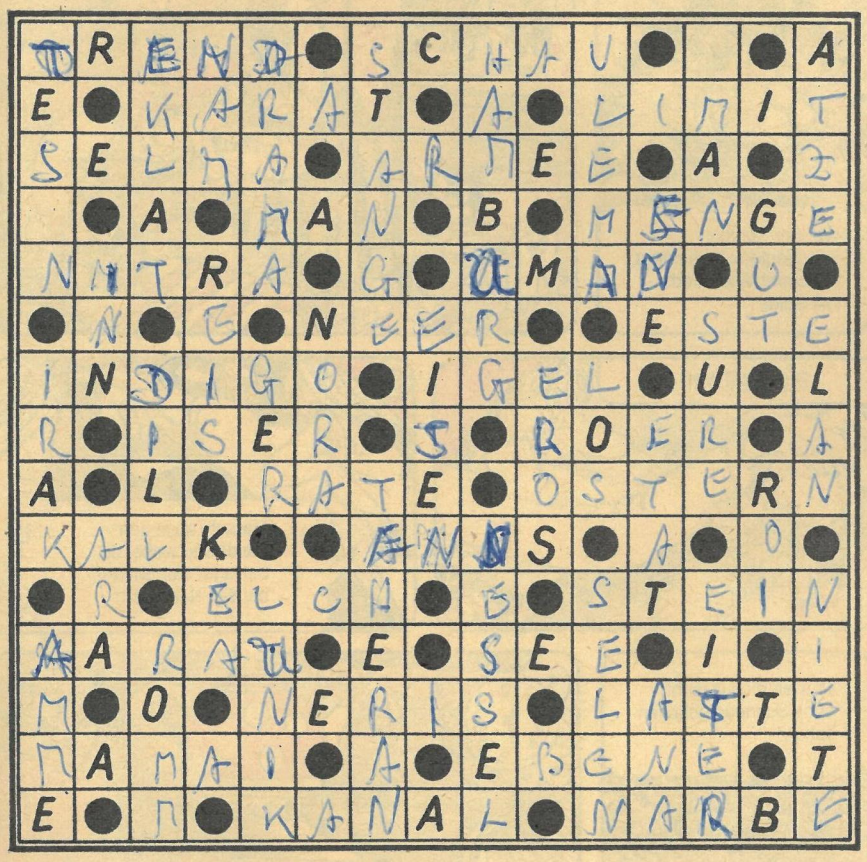
Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

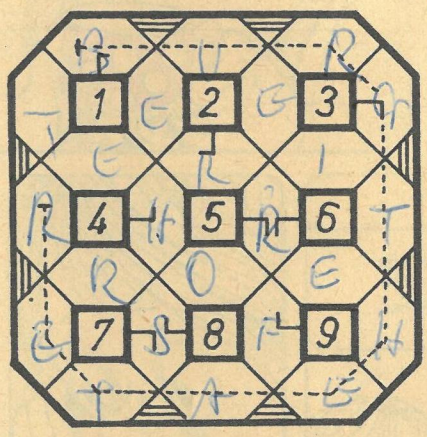
b6(0) 4. g3(1) La6(0) 5. b3(0) Lb4+(0) 6. Ld2(0) Le7(1) 7. Lg2(1) c6(2) 8. Lc3(1) d5(0) 9. Sbd2(0) Sbd7(2) 10. 0–0(4) 0–0(2) 11. Te1(2) c5!?(3) 12. e4(1) de(3) 13. S:e4(2) Lb7(8) 14. Sfg5(16) (schafft zahlreiche Kombinationsdrohungen, doch findet der Weltmeister eine einfache Antwort und einen sicheren Weg zum Ausgleich) **cd!?(5) 15. L:d4(22) Dc7(11) 16. S:f6+(2) L:f6(0) 17. L:b7(3) D:b7(1) 18. Se4(7) L:d4(1) 19. D:d4(0) Tad8(0) 20. Tad1(3) Da8(0)** (mit diesem modernen Zug neutralisiert der Titelverteidiger den Druck von Weiß) **21. Dc3(5) Sb8!?(8)** (origineller und kühner Entschluß. Kasparow versinkt in tiefes Nachdenken, fordert am Ende jedoch nicht das Schicksal heraus und gibt sich mit dem Spatz in der Hand, sprich „ewiges Schach", zufrieden) **22. Sf6+(48) Remis** (zum Beispiel 22. ... gf [22. ... Kh8 23. Sh5] 23. D:f6 Sd7 24. T:d7 T:d7 25. Dg5+ Kh8 26. Df6+).

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Streitmacht, 2. schweizer. Kantonshauptstadt, 3. Nährmutter, 4. Papageienart, 5. Sammlung von Aussprüchen, 6. Kinderzeitung der DDR, 7. Küchenkraut, 8. Trauerspiel, 9. Angehöriger eines Volkes im NW der SU, 10. Donaunebenfluß, 11. Flachland, 12. Aufsehen, Skandal, 13. ein Schwermetall, 14. Liebesgott, 15. Haushaltsplan, 16. Fluß im südl. Peru, 17. Wundsekret, 18. Schwung, 19. Hirsch mit Schaufelgeweih, 20. Wurfspieß, 21. Besitz, Habe, 22. Hafenstadt a. d. Elbe/BRD, 23. Küpenfarbstoff, 24. Stacheltier, 25. rumän. Maler u. Karikaturist (gest. 1958), 26. Staat in Vorderasien, 27. Donaunebenfluß, 28. Massemaß für Edelsteine u. Edelmetalle, 29. Baumaterial, 30. künstl. Wasserstraße, 31. ein Nestorpapagei, 32. Preisgrenze, Beschränkung (engl.), 33. Zaunteil, 34. sowj. Mondsonde, 35. Lotterieanteilschein, 36. engl. Insel, 37. ein Grundbegriff i. d. Mathematik, 38. sowj. Häuerbrigadier früherer Jahre, 39. Fluß i. d. ČSSR, 40. holländ. Landschaftsmaler des 17. Jh., 41. litauisch-sowj. Schriftstellerin (gest. 1945), 42. Wundmal, 43. in Burma und Laos Bezeichnung für Fluß, 44. Titelgestalt bei Ibsen, 45. Pflanze mit Brennhaaren, 46. Fehllos, 47. Frühlingsfest, 48. ostarabisches Sultanat am Golf gleichen Namens, 49. Maas-Nebenfluß i. d. Niederlanden, 50. Teilbetrag, 51. sowj. Filmregisseur (gest. 1971), 52. trop. Körnerfrucht, 53. französisch: König, 54. Ausstellung, Überblick, 55. Vorname der schwed. Schriftstellerin Lagerlöf, 56. Name einer Freundin Goethes, 57. Binnengewässer, 58. Rundholz, Stab, 59. ein chem. Element, 60. Koranabschnitt, 61. Richtung eines statistisch erfaßten Verlaufs, 62. Stadt im Ostböhmischen Kreis der ČSSR, 63. Hauptstadt Irans, 64. Stadt im W der Ukrainischen SSR, 65. islam. Gelehrter.



Wabenrätsel



Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:
1. bestellte Gartenfläche, 2. tiefes Bedauern, 3. Habsucht, 4. Anrede, 5. Hohlzylinder, 6. Schachmeister früherer Jahre, 7. altes forstwirtschaftl. Raummaß, 8. Ruhemöbel, 9. Fell des sibir. Eichhörnchens (Mz.).
Die Buchstaben in den Außenfeldern – bei 1 beginnend in Uhrzeigerrichtung – ergeben den Namen einer berühmten Wiener Bühne.

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der Endbuchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:
Feld – Kalb – Wahn – Ball – Post – Kork

Die neuen Endbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine weltweit verbreitete Familie einkeimblättriger Pflanzen mit etwa 2600 Arten.

Silbenrätsel

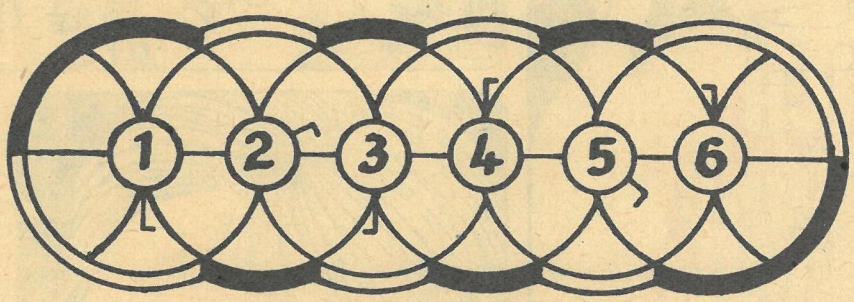
Aus den Silben a – a – ak – be – bel – cal – dä – dri – ei – eis – ge – gung – he – i – kel – le – le – lo – lus – man – mark – mi – mi – mu – na – nar – ne – ne – ni – ni – quin – ro – se – star – ta – ta – ter – tes – u – u – vik – zeit – zo sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide jeweils von oben nach unten gelesen, eine humorvolle Spruchweisheit ergeben:

1. europ. Königreich, 2. Übereinkunft, 3. Vorführdame für Modeschöpfungen, 4. kostbares Pelzwerk, 5. Fellboot der Eskimos, 6. Fahrzeuganlasser, 7. Stadt a. d. Saale/Bez. Magdeburg, 8. weibl. griech. Sagengestalt, 9. Teil des Mittelmeeres, 10. Zentralorgan der KP Italiens, 11. erdgeschichtl. Zeitraum mit extremem Temperaturrückgang, 12. einer der sagenh. Gründer Roms, 13. kleine jugoslaw. Adriainsel, 14. Form der Studienarbeit an Hochschulen, 15. Studentenblume, 16. Maurerwerkzeug.

Kreisleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. baumlose Ebene, 2. Schlangenart, 3. Südfrucht, 4. Himmelsrichtung, 5. wohlriechende Gartenpflanze, 6. nordschweizer. Kanton.
Die Buchstaben in den oberen Feldern der Figur ergeben den Namen einer sowjetischen Tageszeitung.



Auflösungen aus Heft 3/1985

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Babuschkin, 7. Leck, 10. Oper, 11. Prater, 12. Met, 13. Eber, 14. Ehre, 16. Neer, 18. Meer, 20. Nil, 22. Hefe, 24. Abtei, 25. Loge, 26. Ahn, 27. Lade, 30. Kris, 31. Farm, 33. Koka, 35. Auer, 36. Rostow, 38. Dien, 40. Nife, 44. Segeln, 46. Januar, 47. BAM, 49. Amara, 51. Wal, 53. Lea, 55. Spa, 56. Glut, 57. Kru, 58. Aga, 59. Milz, 61. Erek, 62. Ade, 63. Lew, 65. Otto, 66. Ohm, 67. Ole, 69. Sud, 71. Erato, 73. Jan, 75. Tomski, 77. Antrag, 82. Anat, 84. Unke, 85. Batumi, 86. Gran, 88. Nara, 90. Ossa, 92. Elli, 95. Saba, 97. Lem, 98. Espe, 100. Stilb, 102. Veto, 103. Ket., 105. Laib, 108. Stab, 109. Ries, 112. Ried, 113. Tal, 114. Stapel, 116. Nero, 117. Wade, 118. Alexandrow.
Senkrecht: 2. Air, 3. Unter, 4. Chrom, 5. Kimme, 6. Note, 7. leer, 8. Erben, 9. Korolenko, 11. Pensa, 15. Hafer, 17. Enter, 19. Rho, 21. Oil, 23. Egk, 25. Lek, 26. Aston, 28. Aken, 29. Doris, 31. Fadejew, 32. Man, 34. Areg, 37. Sol, 39. Ern, 41. Fee, 42. Gamsatow, 43. Tael, 45. Elm, 47. Bast, 48. Balakowo, 49. Aitmatow, 50. Adele, 52. lau, 54. Egge, 57. Koroljow, 58. Arena, 60. Idol, 63. Los, 64. Omen, 68. Egon, 70. Deineka, 72. Tat, 74. Fan, 76. San, 78. neu, 79. Rain, 80. Gagra, 81. Salem 83. Trab, 84. UNO, 87. Balakirew, 89. Ase, 91. Stint, 93. Leere, 94. Ist, 96. Ast, 99. Pol, 101. Babel, 104. Trend, 106. Allee, 107. Basra, 108. Stand, 110. Idee, 111. Stoa, 115. Ero.
Kreuzgitter. Waagerecht: Pablo (59), Anna (1), Hormon (37), Aspa (5), Natur (50), Mole (46), Staket (71), Iser (39), Nei (52), Son (75), Lhasa (41), Ale (7), Arie (9), Alatau (2), Georg (34), Silbe (73), Trent (77), Ast (11), NEG (54), Klaue (40), Pas (61), Axt (13), Liane (43), Ibsen (38), Emile (23), Renoir (65), Ader (3), Dan (19), Halle (35), Oro (55), Bai (17), Omul (58), Erbsen (25), Erne (28), Otter (56), Rosa (67), Legate (45), Exil (30), Nurmi (51).
Senkrecht: Enak (21), Panther (62), Batist (18), Ohre (57), Arm (12), Sole (76), Bassist (14), Apanage (6), Moneten (48), Neigung (53), Sto (70), USA (78), Eliot (26), Ralle (68), Lab (44), Reno (63), Ai (10), Galan (33), Stute (74), Ria (66), Sax (69), Ern (29), Eile (27), Parabel (60), Sinding (72), Esino (22), Lider (42), Aerosol (8), Exponat (20), Boa (16), Er (31), Malerei (49), Falter (32), Hut (36), Res (64), Area (4), Moen (47), Brie (15), Ear (24).
Wabenrätsel: 1. Curare, 2. Tausch, 3. Choral, 4. Regale, 5. Renate, 6. Hamlet, 7. Salami, 8. Melone, 9. Manege, 10. Massel, 11. Kasino, 12. Rennen, 13. Granne, 14. Rezess, 15. Kopeke, 16. Presse, 17. Nasale, 18. Spelze, 19. Kessel, 20. Sessel.
Füllrätsel: 1. Retter, 2. Breite, 3. Sirene, 4. Barren, 5. Starre. – Terra.
Silbenrätsel: 1. Dumas, 2. Uljanow, 3. Regina, 4. Status, 5. Tacitus, 6. Meile, 7. Araber, 8. Charkow, 9. Tete, 10. Alibi, 11. Unterwalden. – »Durst macht aus Wasser Wein.«
Buchstabentausch: Frage, Last, Asche, Salz, Cent, Hose, Egel. – Flasche.
Raten und Rechnen:

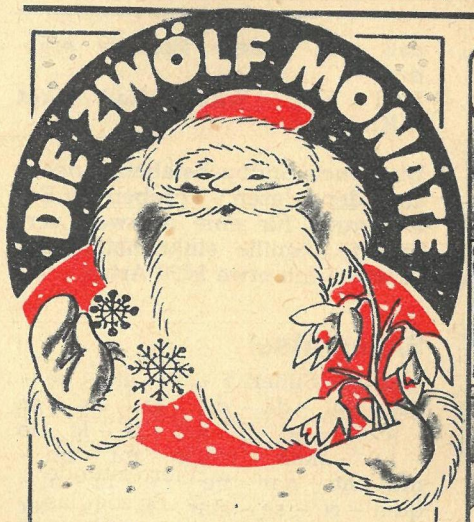
8580	:	30	=	286
–		×		+
737	+	220	=	957
7843	–	6600	=	1243

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

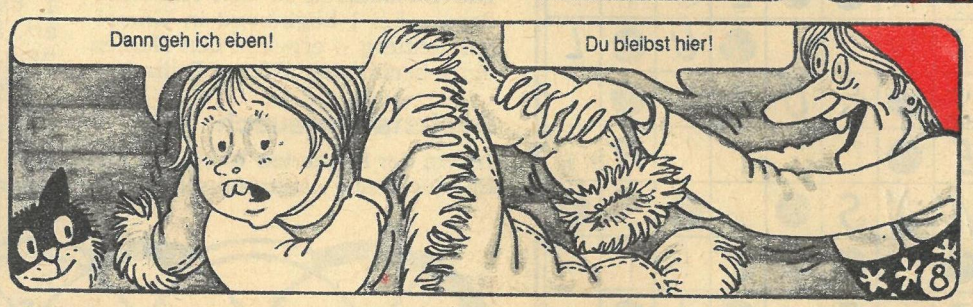
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 27 03 277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

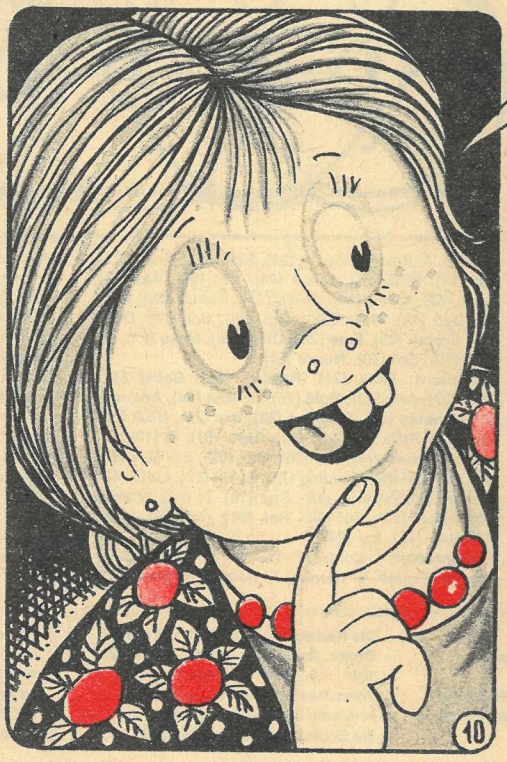
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

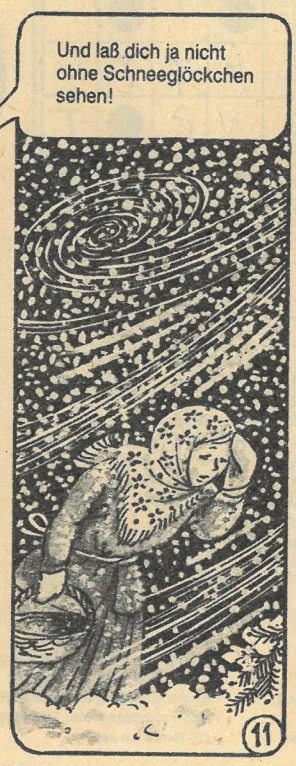
DIE ZWÖLF MONATE



Nach einem Märchenspiel von Samuil Marschak. Gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.







Fortsetzung von Seite 35

Engelsaugen

men Sie Platz. Sie sind uns herzlich willkommen." Doch Meister Beránek nahm nicht Platz.
Der Direktor sagte leutselig: „Aber was denn? Sie sind uns böse? Sie trotzen? Was haben wir Ihnen denn zuleide getan?" Meister Beránek blickte auf das riesige Palmenblatt, das wie ein Regenschirm über dem Direktor schwebte, und berichtete, daß ihn ein hübscher junger Mann aufgesucht und ihn mit seinen blauen Augen hypnotisiert habe, worauf er, der Meister, die Beitrittserklärung wie im Traum unterschrieben habe, doch dann habe er sich die Rückseite der Erklärung durchgelesen und sogleich einen Brief mit der Anrede „Verehrte Lumpen, Vagabunden und Mörder..." geschrieben. Bald darauf sei ein weiterer Vertreter der Gewerbeversicherung erschienen, auch wieder mit Engelsaugen, und habe ihm alles ausgeredet, so daß er, Meister Beránek, die ganze Sache habe ruhen lassen... „Aber hat sich was mit Ruhe! Ich will mein Geld wiederhaben, ich brauche es fürs Buchenholz!" rief der Bäckermeister.
Der Direktor lächelte und nickte mit dem Kopf. „Aber mein Gott, dann stornieren wir es eben... Schließlich hat die Gewerbeversicherung freiwilligen Charakter..." Er erhob sich, drehte sich um, blätterte in Karteikästen, und als er gefunden hatte, was er suchte, ließ er mit Respekt einen ganzen Faszikel vor sich auf den Tisch fallen. Er setzte sich und machte ein strenges Gesicht. „Verehrter Herr Beránek, Sie haben kein Vertrauen zu uns... und das schmerzt uns über alle Maßen. Aber was soll man machen? Wir streichen Sie. Allerdings sind wir nach unserer Satzung verpflichtet, Sie darüber zu belehren, daß Sie auf eine große Errungenschaft verzichten... Denn gebe Gott, daß Ihnen dergleichen nicht widerfährt!" Er erhob sich und zeigte auf die Wand, an der große, gerahmte Fotografien hingen. „Kommen Sie nur, kommen Sie und sehen Sie sich das an!" Der Direktor tippte auf das Foto eines Leierkastenmannes, der mit einem Affen auf der Straße aufspielte und bettelte. Meister Beránek stutzte bei diesem Anblick. Der Direktor führte ihn zum nächsten Bild: ein Armenhaus im Hintergrund, davor Greise auf einer Bank, heruntergekommen, schwachsinnig. Als dem Direktor schien, daß der Meister genug gesehen hatte, sagte er: „Herr Beránek, wenn Ihre kostbaren Hände einmal nicht mehr arbeiten können, wer gibt Ihnen dann was? Haben Sie daran gedacht? Sie sind doch ein Mann!" Der Meister sagte leise: „Ich bin im Krieg verwundet worden." Der Direktor: „Na bitte. Und wenn Sie sich umgucken, was sehen Sie an den Wänden unseres Büros? Schauen Sie nur hin! Bilder von niedergebrannten Handwerksbetrieben, von Werkstätten, die dem Sturm oder dem Hochwasser zum Opfer fielen... Und Sie sind doch in einem Alter, wo Sie schwerlich noch einmal von vorn anfangen würden, ja, legen Sie nur die Hand aufs Herz... Und jetzt werfen Sie einen Blick hier in diese Vitrine! Hier haben wir Ausschnitte aus allen möglichen Zeitungen, und... und was erfahren Sie daraus? Nichts als Unglücksfälle, Morde, Selbstmorde, Konkurse mit tragischem Ausgang... Was lesen Sie da gerade?" fragte der Direktor. „Lesen Sie es ruhig vor!" Und Meister Beránek las mit heiserer Stimme: „... Witwe eines Schmieds beschloß ihr Leben in Jauchegrube..." Der Direktor: „Und die nächste Schlagzeile des Abendblatts?" Meister Beránek las: „Gewerbetreibender schnitt sich mit Sense die Kehle durch..." Der Direktor sagte: „Das genügt." Er ging zu einem langen Schrank und klopfte daran. „Und hier liegen Tausende solcher Ausschnitte!" Er hob einen Finger und rief: „Herr Beránek, da sehen Sie's! Hätten die Gewerbetreibenden schon damals eine Pension gehabt, glauben Sie mir, all dieses Malheur und all dieses Unglück hätte es nie gegeben... Sie allerdings, ohne Pension, Sie haben es noch vor sich... eine dieser Fotografien, einen dieser Ausschnitte... Möchten Sie also Ihren Aufnahmeantrag für nichtig erklären?"
Der Direktor entnahm dem Faszikel mit der kalligraphischen Aufschrift „Beránek, Alois" die Urkunde, hielt sie in die Höhe, sah dem Bäcker in die Augen und wartete auf ein Zeichen. Er fragte: „Soll ich sie zerreißen?"

Meister Beránek blickte noch einmal auf die Wand, auf die Greise vor dem Armenhaus, auf die niedergebrannten Gewerbebetriebe mit dem Firmenschild, das als einziges nicht mit verbrannt war, auf die Unglücksberichte in den Vitrinen. Er schüttelte den Kopf und flüsterte: „Tun Sie's nicht, jetzt seh ich ein, daß nicht nur die Arbeiter und Angestellten, sondern auch die Gewerbetreibenden versichert sein müssen... alle."
Der Direktor legte die Urkunde in den Faszikel zurück, nahm wieder unter dem Palmenblatt Platz, faltete die Hände. „Dazu sind wir hier, ausschließlich für Sie. Manchmal muß man die Menschen selbst gegen ihren Willen retten... Herr Beránek, es hat mich gefreut..." Er beugte sich vor und reichte dem Meister die Spitzen seiner feuchten Finger.
Als Meister Beránek das Direktionszimmer verließ, standen die beiden Handwerker von der Treppe schon gegenüber der Tapetentür und blickten dem Meister gespannt entgegen. Auch der junge Angestellte beugte den Kopf zurück, um Herrn Beránek, der nach einem Stuhl tastete und sich hinsetzte, ins Gesicht zu sehen. Herr Beránek war bleich, als wäre er von einer Felswand gefallen, der Schnauzbart schlaff, die Hände hingen ihm zwischen den Knien fast bis zum Fußboden.

„Na, haben Sie ihnen die Fresse poliert?" fragte eines der beiden Handwerkerlein. Der Meister blieb stumm. Nach einer Weile erhob er sich, holte den Knüppel aus der Ecke und ging, sich schwerfällig darauf stützend, hinaus.

Er stieg die Treppe hinab. Im dritten Stock mußte er sich setzen, den Kopf an das Sezessionsgeländer gelehnt, an eine feingeschnitzte Lilienblüte. Da kam jemand heraufgerannt, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Als er an dem Bäcker vorbeiflitzte, rief er: „Die kriegen von mir was zu hören, das stecken sie sich nicht hintern Spiegel!" Und im nächsthöheren Stockwerk beugte er sich übers Geländer und rief hinunter: „Nicht hintern Spiegel!" Er lief weiter, und seine verhallenden Schritte waren so lange zu hören, bis die Tür der Versicherung hinter ihm krachend ins Schloß fiel.
Meister Beránek ging auf den Platz hinaus. Gleich neben der Kirche stand ein Springbrunnen, in der Mitte des Springbrunnens war eine Skulptur aus verschlungenen Fischen, aus ihren offenen Mäulern sprudelte Wasser. Herr Beránek schaute zuerst auf das plätschernde Wasser, dann tauchte er die Hand hinein und rieb sich die Schläfen, er legte den Stock weg und schöpfte mit beiden Händen das erfrischende Naß der Fontäne und warf es sich ins Gesicht. Schließlich beugte er sich über den Rand des Beckens und hielt den Nacken unter den Wasserstrahl. Die Leute blieben stehen. Eine Viertelstunde später kam ein Polizist. Er zog das Notizbuch, streifte den Weckgummi ab. Dann schüttelte er Herrn Beránek und fragte: „Was machen Sie hier...? Ist Ihnen schlecht?" fügte er hinzu, als er das Gesicht des Bäckers sah. Herr Beránek hieb mit der geschlossenen Faust in die offene Handfläche und rief: „Engelsaugen!" Und wieder beugte er den Kopf vor, um sich den kalten Wasserstrahl übers Genick plätschern zu lassen...

Mit moderner Fangflotte

Schulabgänger 1986

Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufsausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.

Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:

- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildungen nur im VEB Fischfang Rostock)

Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

VEB Fischfang
Saßnitz
Personalbüro
2355 Saßnitz
Postfach 7

Erschütternde Fotos

Sehr nahe gingen mir die „Bilder aus schwerer Zeit“ (FW 2/85). Wieviel Leid und Trauer, wie viele Qualen, aber auch Mut und Entschlossenheit zum Kampf drücken diese Fotos aus. Welche Entbehrungen mußte das sowjetische Volk auf sich nehmen, um sich und die anderen Völker vom Faschismus zu befreien. Viele Menschen opferten ihr Leben für dieses große Ziel. Mit Unmenschlichkeit und Brutalität ging der Faschismus vor, um seine Wahnsinnsidee zu verwirklichen. Ähnliche Gedanken löste das Bild mit den vielen, vielen Schuhen aus, die „Zeugnisse des kalkulierten Massenmordes“. Für uns junge Menschen sind solche Bilder nicht nur erschütternde Dokumente, sondern vor allem Mahnung, daß so etwas nie wieder geschehen darf! Deshalb sind die Bemühungen der UdSSR um Verhandlungen zur Friedenssicherung hoch einzuschätzen!

Kerstin Degl, Greifswald

Einladung ins Eis

Etwa 4000 Winterschwimmer allein in Leningrad, wie bescheiden fällt hier die Zahl der 800–1000 im DTSB organisierten Winterschwimmer der DDR ins Gewicht („Weiße Tage“, FW 2/85). Und doch habe ich den Mut, den Sportfreunden an der Newa Fotos und ein Abziehbild (siehe oben) vom diesjährigen Treffen der „DDR-Robben“ im Berliner Orankesee zu schikken. Vielleicht hilft eine Gruppe aus Leningrad, am 4. und 5. Januar 1986 den Orankesee von innen aufzutauen!

Jörg Petermann, BSG Bergmann-Borsig Berlin

Woher wieviel?

Eine Frage zum Beitrag über elektro-keramische Erzeugnisse („Hermsdorfer Blitze“, FW 2/85): Wie sieht gegenwärtig die Energiestruktur der DDR aus?

Klaus Illgen, Neubrandenburg

Elf mit Rohbraunkohle arbeitende Großkraftwerke erzeugen 68,5 Prozent unserer Elektroenergie. Fünf Pumpspeicherwerke liefern 1,5 Prozent und zwei Kernkraftwerke 12 Prozent. Industriekraftwerke aller Bereiche erzeugen die restlichen 18 Prozent. Heute wird in der DDR in nur 56 Tagen die gleiche Menge Elektroenergie ins Netz gespeist wie im ganzen Jahr 1949. Der Ausbau der Energiebasis vollzog sich in enger Kooperation mit der Sowjetunion. Dazu gehört die Zusammenarbeit beim Kernkraftwerksbau und der Einsatz leistungsstarker Energieerzeuger, wie der 500-MW-Blöcke, die erstmals im RGW-Bereich im Kraftwerk Hagenwerder installiert wurden.

Wolfgang Tautenhahn

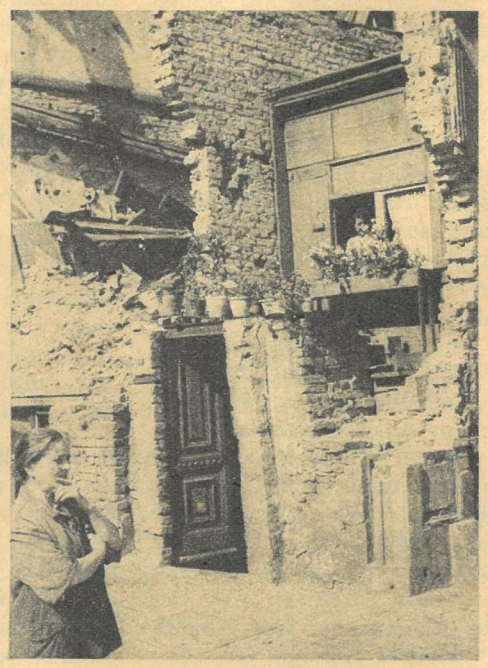
Einfach Spitze!

Den vielen Glückwünschen zum Geburtstag der sowjetischen Ballerina Galina Ulanowa zu ihrem 75. Geburtstag am 8. Januar 1985 möchte ich mich als Bewunderer des klassischen Balletts von ganzem Herzen anschließen. FREIE WELT hat ja des öfteren auch über ihre pädagogische Arbeit seit ihrem Abschied von der Bühne berichtet. Wann war denn ihr letzter Auftritt?

Franz Hupfer, Berlin

Galina Ulanowas Bühnenlaufbahn ging am 29. Dezember 1960 mit der „Chopiniade“ im Moskauer Bolschoitheater zu Ende. Unser Foto zeigt die berühmte Jubilarin inmitten von Darstellern des Balletts „Schwanensee“.

Ihre Gedanken...



... zu diesem Foto erbaten wir in den Heften 1 und 2/85, um damit einen Meinungsaustausch anzuregen über die Bedeutung des 8. Mai 1945 für unsere Gegenwart, für unsere Zukunft. Viele Briefe erhielten wir inzwischen – Schicksale, Erfahrungen, Erkenntnisse:

Das Bild zeigt, welches Erbe uns der deutsche Imperialismus hinterlassen hat. Wie schwer muß es gewesen sein, neu anzufangen ... Immer wieder bewundere ich die Hilfe, die uns die Sowjetunion in diesen Jahren geleistet hat. Als in der MTS Barchfeld (Werra) die ersten Traktoren aus der UdSSR eintrafen, war ich selbst dabei. Wie viele Abrüstungsvorschläge sind in den vergangenen 40 Jahren aus diesem Land gekommen! Gerade jetzt stehen wieder schwierige Verhandlungen bevor, die uns zeigen werden, wer für den Frieden ist und wer nicht. Mit welcher Geduld und Zähigkeit ringen sowjetische Diplomaten auch um kleinste Erfolge. Meine besondere Hochachtung gilt dabei dem sowjetischen Außenminister Gromyko.

Bernd Schade, Rohr

Ich selbst habe den Krieg nicht erlebt, ich wurde 1960 in der BRD geboren und habe nur in Erinnerung, was es heißt, arm zu sein. Die Russen seien unsere Feinde, so ging das die ganze Schulzeit hindurch. Mit 16 machte ich Bekanntschaft mit der DKP, war bald Mitglied der Partei und lernte die Wahrheit über die UdSSR und den Sozialismus kennen. Hier in der DDR sind dann meine Kinder geboren worden. Wir haben einige Brieffreunde in der Sowjetunion. Ich denke, daß wir mit jedem Freundschaftsbrief zeigen, wie teuer uns die Bindung an die UdSSR ist.

Franziska Schneider, Rötha

Dieses Bild erinnert auch schmerzlich daran, daß heute noch jeden Tag irgendwo Mütter vor ihrem zerstörten Heim stehen. Die Frage, was kann, was **muß** ich für den Frieden tun, ist immer wieder individuell zu beantworten. Jeder von uns muß um Höchstleistungen ringen, egal ob Arbeiter oder Arzt. Dazu gehört Vertrauen in die Politik unseres Staates und besonders in

Briefe

einer Komsomolzin

Briefe von Kämpfern gegen die faschistischen Aggressoren aus der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges sind denkwürdige Zeugnisse jener schweren Jahre. Viele wurden aufbewahrt, einige erschienen in der „Sowjetliteratur“. Daraus die Briefe der Komsomolzin Vera Ananjewa.

Vielen Dank für die Schuhe, die Du mir gekauft hast, Mutti! Wir Mädels haben gelacht. Alle meinen, daß ich unbedingt nach Hause zurückkehren muß, sonst werden die neuen Schuhe nicht mal eingeweiht. Da „beschlossen“ wir eben zurückzukehren. Ich bitte Dich inständig, bange Dich nicht um mich. Du weißt doch, welch schwere Zeit unser Vaterland durchmacht. Jemand muß doch unsere Heimat, unsere Freiheit verteidigen, außer uns wird es niemand tun. Sei unbesorgt. Vorläufig lerne ich arbeiten. Das Lernen fällt mir leicht, Kommandeur zu sein ist viel schwerer. Ein Kommandeur muß auch ein guter Kamerad sein. Na, es wird schon werden, wie Suworow sagte „Schwer beim Lernen – leicht im Kampf!“

7. August 1942

Liebe Mutti! Heut erhielt ich einen Brief von Dir. Wenn Du wüßtest, wie ich auf Deine und Vatis Briefe warte. Ich freue mich sehr, daß es Euch gut geht. Jetzt ist mir leichter ums Herz. Mir geht es auch gut. Ich lerne wieder. Um den Feind zu besiegen, muß man viel wissen.

20. August 1942

Lida! Geh nicht herum wie ein Struwelpeter. Das heißt aber nicht, daß Du, Lidok, bei der Mutter teure Sachen verlangen sollst, nein, Du mußt mit dem haushalten, was eben da ist. Halte die Sachen sauber und in Ordnung. Sascha ist eine richtige kleine Hausfrau geworden und weiß, wie schwer es Mutter hat. Tinotschka ist wunderbar, hilft der Mutter. Das ist brav von ihr! Jurik! Hast dem Vater versprochen, nur noch Einsen nach Hause zu bringen. Ich denke, Du wirst Dich nicht blamieren. Mußt tüchtig arbeiten. Ich fordere Jurik und Gena zum Wettbewerb heraus. Nur noch Einsen! Als Kommandeur befehle ich: Disziplin! Genotschka, unser Allertüchtigster! Du sollst alle Kräfte dransetzen, um gut zu lernen. Ich weiß, daß Du Flieger werden willst. Na seht Ihr, ich bin schon lange von zu Hause fort, bin aber auf dem laufenden. Möchte Euch noch sagen – es scheint alles alltäglich zu sein, in Wirklichkeit aber ist unsere Mutter ein wahrer Held. Schont sie!

21. September 1942

Mutti! Hab auf einmal zwei Briefe von Dir erhalten. Bitte schone Dich, ich ängstige mich sehr um Dich – Du hast es so schwer und bist noch krank. Hör zu, liebe Mutti, tausch meine Kleider gegen Eßwaren ein, damit Ihr was zu essen habt. Was die Kinder betrifft, so wirst Du sie nicht hungern lassen, aber denke auch an Dich. Wenn es Dir gut geht, so wird es auch den Kindern wohl gehen; Vater und ich werden es leichter haben, zu kämpfen und nach Hause wiederzukehren ...

19. Oktober 1942

Weißt Du, Mutti, erst gestern ist es mir eingefallen, daß am 13. Oktober mein Geburtstag war. 18 Jahre! Niemand hat mir gratuliert, sogar ich selbst hab mich erst zwei Wochen später daran erinnert. Na, macht nichts. Wenn wir zurückkehren, feiern wir meinen

die jetzt beginnenden Abrüstungsverhandlungen zwischen der UdSSR und den USA. Der Ausspruch „lieber trocken Brot und dafür keine Bomben“ fordert mich auch auf, zu prüfen, ob ich alle meine Möglichkeiten zur solidarischen Hilfe für andere Länder voll ausschöpfe. Auch darüber werde ich nachdenken.

R. Pietschke, Strausberg

Wenn ich heute als Rentner das Leben der jungen Menschen sehe, bin ich neidisch und zugleich stolz, daß ich mithelfen konnte, die Grundlagen dafür zu schaffen. Wir fingen damals bescheiden an. Als ich 1947 heiratete, war das Bett eine uralte Matratze auf Holzklötzen …

Max Bünger, Berlin

Als ich das Bild betrachtete, fiel mir meine Ehrenurkunde ein für Enttrümmerung in Berlin. Ich dachte damals, daß 50 Jahre nicht ausreichen würden, um diese Stadt wieder aufzubauen. Wie habe ich mich verkalkuliert! Wir sind eben „ein Staat, der durch sein friedliches Wirken und die schöpferische Arbeit seiner Bürger hohes Ansehen in der Welt genießt“, wie es im „Aufruf zum 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus und der Befreiung des deutschen Volkes“ heißt. Doch zum Bild zurück. So etwas darf sich nicht wiederholen. Die Beratungen der Außenminister der UdSSR und der USA in Genf waren dazu ein Lichtblick.

Liane Engert, Regis-Breitingen

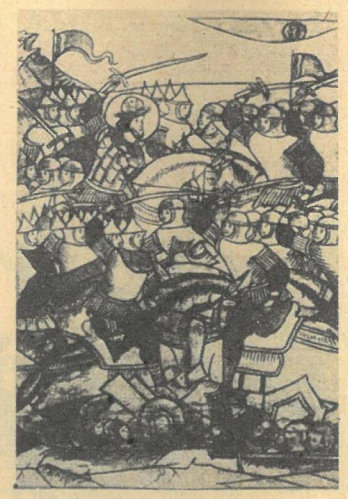
Daß bestimmte BRD-Politiker den 8. Mai 1945 als den „dunkelsten Tag in der deutschen Geschichte“ bezeichnen, kann ich nicht begreifen. Wie viele Menschen sind während der Naziherrschaft auf Grund ihrer Rasse oder Nationalität liquidiert worden. Wie hatten sie das Ende des Terrors herbeigesehnt. Wie viele Menschen sind auf Grund ihres Widerstandes gegen die Barbarei grausam ermordet worden. Das waren dunkle Tage in der deutschen Geschichte!

Marita Schulze, Alt Ruppin

Im Mai 1945 war ich 15 Jahre alt. Genau wie diese Frau standen wir, meine Eltern, meine dreijährige Schwester und ich, vor den Trümmern. Unser Gebiet war anfangs von amerikanischen Truppen besetzt. Beeinflußt durch die faschistische Propaganda erwarteten wir Anfang Juli 1945 mit Unbehagen den Einmarsch der Roten Armee. Wollten wir anfangs den Antifaschisten aus unserem Dorf nicht glauben, daß damit die Befreiung vom Faschismus verwirklicht wurde, so überzeugten uns bald Tatsachen. Deshalb gedenken wir mit Dankbarkeit und Achtung im Mai 1985 der sowjetischen Menschen, die für unsere Befreiung ihr Leben ließen. Doch die Dankbarkeit wäre unvollständig, würden wir heute nicht alles tun, um den nun vierzigjährigen Frieden in Europa erhalten zu helfen.

Rudolf Gärtner, Lödla

Liebe Leser! Bitte schreiben Sie uns weiter, was Ihnen beim Betrachten des Bildes oder beim Lesen der bisherigen Veröffentlichungen durch den Kopf geht. Von allen Einsendern werden monatlich zehn mit einer Anerkennungsprämie von 50 Mark bedacht. Aus der großen Zahl der Zuschriften im Januar fiel die Wahl auf: Siegfried Busse, Klingenthal; Annamaria Engert, Annaberg-Buchholz; Emil Görk, Teuchern; Ernst Gonschorek, Stralsund; Gerhard Matthies, Dresden; Fanny Möller, Waltershausen; Marianne Mosig, Neubrandenburg; Margarete Richter, Miltitz; Fritz Schubert, Gera; Sigrid Sörgel, Leipzig.



Porzellan

So war es richtig in Folge 2 „Russisches Porzellan“ (FW 2/85): *Der Peipussee* (russ. Tschudskoje osero), ein flacher Endmoränensee im Grenzgebiet zwischen der Estnischen SSR und dem Gebiet Pskow (RSFSR). Auf diesem See schlug 1242 Alexander Newski, Fürst von Nowgorod, den Deutschen Ritterorden und setzte damit dessen Vordringen auf russischem Boden ein Ende („Die Schlacht auf dem Eise“, Miniatur aus dem 16. Jh. – Abb. oben). Es gewannen: 150 M Elisabeth Naumann, Gotha; 100 M Manfred Eichstädt, Tribsees; 50 M Bärbel Röll, Hoyerswerda.

Geburtstag und alle Feiertage, die man verlegen mußte. Es klingt irgendwie merkwürdig, daß ich schon „erwachsen“ bin. Ich bin Funkerin, soll in einer Partisanenabteilung arbeiten. Bin schon einmal dort gewesen, heute fahr ich wieder, vorläufig aber nicht direkt zu meiner Abteilung … Mutti, bange Dich nicht um mich, es geht mir gut. Bin froh, daß ich wegfahre. Schreibe dem Vater, wer ich jetzt bin …

1. November 1942

Als der Krieg ausbrach, war Vera Ananjewa noch nicht siebzehn. Sie lernte den Krieg nicht aus Büchern kennen: „Am 15. Juli 1941“, lesen wir in ihrem Tagebuch, „kamen die ersten Verwundeten. Das ist also der Krieg! Blutgetränkte Verbände, klaffende Wunden.“ Vera war Sanitäterin im Lazarett, hob Schützengräben aus, studierte Deutsch, lernte in Krankenschwesternkursen. Dann entschloß sie sich, an die Front zu gehen. Freiwillig besuchte sie Sonderkurse für Funker. Nach Beendigung der Kurse wurde sie ins feindliche Hinterland geschickt. Dort kämpfte sie in einer Partisanenabteilung. Sie fiel beim zweiten Einsatz im August 1943.

Leserfoto **Auf den Stufen des Leninmuseums in Kiew. Aufnahme von Inge Deppe, Trebus**

Preisfrage

Heft 4/85

Welche Opern von Mussorgski erlebten 1923 und 1927 in Dresden ihre deutschen Erstaufführungen?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 6/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 27. Februar 1985. Auflösung von Heft 2/85: „Die Dame mit dem Hermelin“. Wir gratulieren Peter Spitzner aus Apolda.

Sie fragen wir antworten

Heute Reisen

Welche Informationsquellen kann ich zu Rate ziehen, um mich auf eine Reise in die Sowjetunion vorzubereiten?
Dagmar Neubert, Cottbus

Liebe Frau Neubert, zu einzelnen Städten und Landschaften der UdSSR gibt es bei den Zweigstellen des Reisebüros Prospekte. Einige stellen auch die Reiseziele einer ganzen Unionsrepublik vor. Diese Prospekte erhält das Reisebüro auf vertraglicher Basis von Intourist. Der Bedarf übersteigt allerdings die gegenwärtigen polygraphischen Möglichkeiten. In jüngster Zeit hat sich dafür das Angebot importierter Reiseführer aus der UdSSR verbessert. Weiterführende Reiseliteratur bieten auch die öffentlichen und Betriebsbibliotheken. Beim Postzeitungsvertrieb ist die Monatszeitschrift „Reise in die UdSSR“ erhältlich. Und schließlich seien die Tourismus-Ratgeberseiten der FREIEN WELT genannt, die kontinuierlich aktuelle Informationen veröffentlichen; praktische Tips, Antworten auf Leserfragen und eine Auswahl des jeweiligen Reiseangebotes enthalten auch die mehrseitigen, jährlich erscheinenden Winter- und Sommervorschauen.

Ihr Karl-Heinz Gummich

Liebe Leser! Bitte schreiben Sie uns Ihre Fragen zu Touristenreisen in die Sowjetunion. Jeder 10. Einsender erhält eine Prospektmappe, jeder 50. erhält eine Reisetasche oder einen Koffer.

Prospektmappen senden wir an: B. Schmidt, Querfurt; Wolfgang Flügel, Hoyerswerda; Horst Kraus, Belgern; Felix Gärtner, Sandersdorf; H.-J. Schön, Weimar; Ursula Hein, Spremberg; Günter Fassel, Dresden; Georg Muth, Berlin. **Reisetaschen oder Koffer senden wir an:** Ingo Köff, Nordhausen; A.-M. Tschermack, Berlin. Herzlichen Glückwunsch!

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: TASS/Konkow, Jochen Moll, Hildegard Dreyer; Repro: Detlev Steinberg

Was wissen Sie

vom Nachbarland?

Wertvolle Preise können Sie, liebe Leser, gewinnen, wenn Sie an dem gemeinsamen Preisausschreiben der Botschaft der ČSSR, von „Stimme der DDR“ und FREIE WELT teilnehmen. Am 9. Mai 1985 feiert die Tschechoslowakische Sozialistische Republik den 40. Jahrestag der Befreiung der Tschechoslowakei. Aus diesem Anlaß stellen wir Ihnen in vier Komplexen je drei Fragen. Wenn Sie einen Komplex richtig beantworten, sind Sie bereits bei der Auslosung der Gewinner dabei.

Sie können gewinnen:

Eine einwöchige Ferienreise in die ČSSR (1.–3. Preis)
Wertvolle Glas- und Keramikgegenstände (4.–40. Preis)
Einen Sonderpreis für die richtige Antwort auf die Prämienfrage

1) Am 29. August 1944 rief der Freie Slowakische Sender des Mittelslowakischen Zentrums Banská Bystrica zum Nationalaufstand gegen die faschistischen Okkupanten auf. Die führende Kraft des Aufstandes war die Kommunistische Partei der Slowakei.
Nennen Sie eine der führenden politischen Persönlichkeiten des Aufstandes, die heute eine hervorragende Rolle im politischen Leben der ČSSR spielt.
2) Mit der Befreiung Prags am 9. Mai 1945 ging der zweite Weltkrieg auf dem europäischen Kontinent zu Ende. Der Oberbefehlshaber der 1. Ukrainischen Front, dessen Truppen als erste Prag erreichten, war ein sowjetischer Marschall, der in den Jahren 1955–1960 an der Spitze der Streitkräfte des Warschauer Vertrages stand und 1961–1962 Oberbefehlshaber der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland war.
Nennen Sie den Namen des sowjetischen Marschalls.
3) Die Freundschaft zwischen den Völkern der ČSSR und der UdSSR ist im gemeinsamen Kampf gegen den Faschismus und in den Jahren des gemeinsamen Aufbaus des Sozialismus besiegelt. Acht ČSSR-Bürger wurden für ihre Verdienste bei der Verteidigung der UdSSR und bei der Festigung der Freundschaft zwischen beiden Ländern mit dem Titel „Held der Sowjetunion" ausgezeichnet.
Nennen Sie einen ČSSR-Bürger, der diese hohe Auszeichnung trägt.

B.

4) Wenige Jahre nach dem zweiten Weltkrieg kam es zur Herstellung der diplomatischen Beziehungen zwischen der DDR und der ČSSR.
Nennen Sie das Jahr.
5) In Berlin befindet sich eine Kultureinrichtung, die seit rund 30 Jahren besondere Verdienste bei der Festigung der Freundschaft zwischen unseren beiden Ländern hat.
Wie heißt diese Einrichtung?
6) Enge Kontakte bestehen zwischen Betrieben, Universitäten und Schulen unserer Länder, aber auch zwischen den Bezirken der DDR und ČSSR.
Nennen Sie einen Bezirk in der DDR und in der ČSSR, die Freundschaftsbeziehungen miteinander haben.

C.

7) In der ČSSR werden jährlich Frühjahrs- und Herbstmessen veranstaltet, die zu den bedeutendsten im RGW zählen.
Wie heißt die Stadt in der ČSSR, wo zweimal jährlich Messen veranstaltet werden?
8) Zwischen unseren beiden Ländern bestehen intensive Kooperationsbeziehungen.
Nennen Sie einen Industriezweig, bei dem eng zusammengearbeitet wird.
9) In nicht weniger als 14 Städten der DDR fahren Straßenbahnen aus der ČSSR. Diese Straßenbahnen werden im Werk ČKD Tatra Smichov hergestellt.
In welcher Stadt befindet sich dieses Werk?

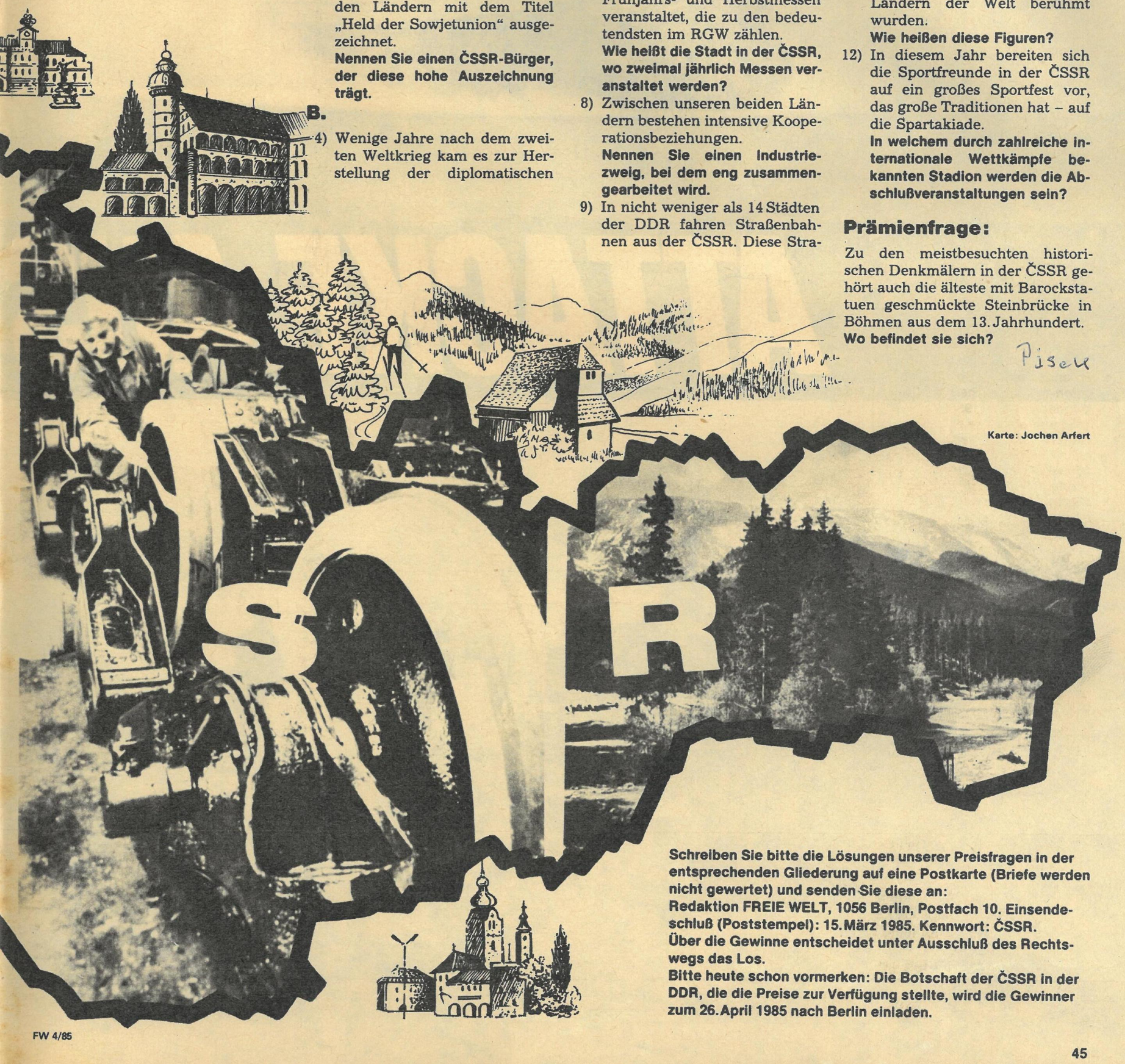
D.

10) Zu den angesehensten Musikkörpern der ČSSR gehört die Tschechische Philharmonie unter Leitung ihres Dirigenten, Nationalkünstlers der ČSSR, der oft in der DDR gastiert hat – das letzte Mal bei den Berliner Festtagen 1984.
Nennen Sie seinen Namen.
11) Die Stadt Plzeň ist nicht nur als Stadt des Bieres und der Škoda-Werke bekannt, sondern auch als Geburtsort zweier Puppen, die nicht nur in der ČSSR, sondern auch in vielen Ländern der Welt berühmt wurden.
Wie heißen diese Figuren?
12) In diesem Jahr bereiten sich die Sportfreunde in der ČSSR auf ein großes Sportfest vor, das große Traditionen hat – auf die Spartakiade.
In welchem durch zahlreiche internationale Wettkämpfe bekannten Stadion werden die Abschlußveranstaltungen sein?

Prämienfrage:

Zu den meistbesuchten historischen Denkmälern in der ČSSR gehört auch die älteste mit Barockstatuen geschmückte Steinbrücke in Böhmen aus dem 13. Jahrhundert.
Wo befindet sie sich?

Pisek



Karte: Jochen Arfert

Schreiben Sie bitte die Lösungen unserer Preisfragen in der entsprechenden Gliederung auf eine Postkarte (Briefe werden nicht gewertet) und senden Sie diese an:
Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß (Poststempel): 15. März 1985. Kennwort: ČSSR.
Über die Gewinne entscheidet unter Ausschluß des Rechtswegs das Los.
Bitte heute schon vormerken: Die Botschaft der ČSSR in der DDR, die die Preise zur Verfügung stellte, wird die Gewinner zum 26. April 1985 nach Berlin einladen.

ATTACKE AUS

FREIE WELT

EXKLUSIV

Von See her nähern sich – dröhnend, Gischt aufwirbelnd – Landungsfahrzeuge modernster Bauart, Propellertriebwerke achtern und hochaufragende Leitflächen wie von Flugzeugen, mehr schwebend als schwimmend, so scheint es, Luftkissenschiffe. Luken öffnen sich, Panzer rollen heraus, sofort feuernd aus allen Rohren, wie auch die Schützen mit ihren MPis. Angenommene Lage: Ein vom „Gegner" besetzter Küstenabschnitt ist zurückzugewinnen... Im 40. Jahr nach der Befreiung vom Faschismus waren wir zu Gast bei einer der traditionsreichsten Waffengattungen der sowjetischen Seestreitkräfte: der Marineinfanterie.

DEM MEER

Ein Bericht zum Tag der Sowjetarmee von Fritz Jahn (Text) und Alfred Paszkowiak (Fotos)

Eine weitere Methode der Panzerbekämpfung: der „gegnerischen" Besatzung wird durch Abdecken der Sehschlitze die Orientierung genommen.

Alexander Iwanow aus Omsk in Sibirien, von Eltern und Freunden Sascha genannt, ist zur Musterung geladen. Er wird zwei Jahre pausieren müssen auf dem Weg zum Diplomingenieur für Bauwesen; das trifft ihn nicht unerwartet, Armee ist Armee, und außerdem – man kann nicht immer nur nehmen. In einem Falle würde er dem unterbrochenen Studium sogar nicht die geringste Träne nachweinen. Wenn es ihm gelänge, bei seiner Traum-Waffengattung zu landen.

Sascha hat alles gelesen, was es darüber gibt, auch keinen Film ausgelassen. Einmal ist er einer Gruppe gerade aus der Armee Entlassener begegnet, darunter einer von den „Seinen", der ist ihm sofort aufgefallen: Die gut geschnittene schwarze Uniform mit dem blauweiß gestreiften Matrosenhemd und dem schwarzen Barett, na ja und dann – wissen Sie, man sieht manchmal so grüne Jungs, aber der hier – groß, durchtrainiert, kluges Gesicht, du hast sofort gespürt, den legt keiner aufs Kreuz, im wortwörtlichen wie im übertragenen Sinne, dabei gab er sich zurückhaltend, bescheiden...

Sascha, einsfünfundachtzig, sportlich vorgebildet, Schwerathlet, gesund, hat die erste Hürde genommen. Die Ärzte der Musterungskommission haben ihn für flottentauglich befunden. Wie aber geht es weiter? Der leitende Offizier weist in den Saal: Gehen Sie zum ersten Tisch!

Am ersten Tisch – Sascha würde am liebsten einen Luftsprung machen – sitzen die von der Marineinfanterie.

Marineinfanterie – was ist das?

Es begann mit dem Entermesser

Das Lexikon (Sowjetische Militärenzyklopädie, Heft 16, erschienen im Militärverlag der DDR) definiert sie als „Waffengattung der Seekriegsflotte (Seestreitkräfte), die für Kampfhandlungen im Bestand von Seelandetruppen sowie für die Verteidigung von Flottenbasen, Seehäfen und für die Lösung weiterer Aufgaben vorgesehen ist und dafür eine besondere Ausbildung hat."

Bestimmung und Ausrüstung der Marineinfanterie wandelten sich je nach den Veränderungen des Charakters der Kriege und den Methoden der Führung von Kampfhandlungen durch die Flotte. So wurden die Marineinfanteristen anfänglich dafür ausgebildet, feindliche Kampfschiffe bei der Annäherung auf See aus Schützenwaffen zu bekämpfen und zu nehmen, wozu sie mit Entermessern versehen waren. Die moderne Marineinfanterie ist mit automatischen Schützenwaffen, Panzern, Artillerie, Panzerabwehr- und Fliegerabwehrwaffen ausgerüstet. Entsprechend den Forderungen des Einsatzes bei Seelandungen wird besonderer Wert auf leistungsfähige Waffen mit geringen Abmessungen, auf Fahrzeuge mit hoher Geländegängigkeit und auf schwimmfähige Kampftechnik gelegt.

Geboren wurde die Marineinfanterie 1664 in Großbritannien (Royal Marines), entstand in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in anderen Ländern Europas, 1775 schließlich in den USA. Gegründet gemäß Beschluß des Kontinentalkongresses der Vereinigten Staaten auf dem Höhepunkt des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, spielte das „Marine Corps" zunächst eine progressive Rolle. Die aufstrebende Bourgeoisie verkehrte sie bald ins Gegenteil. Im Verlaufe ihrer 210jährigen Geschichte sind die „Ledernacken",

Attacke aus dem Meer

wie die amerikanischen Marineinfanteristen nach dem an der ursprünglichen Uniform zum Schutz gegen Säbelhiebe angebrachten ledernen Kragen noch heute genannt werden, auf dem gesamten Erdball über 300mal bei aggressiven Handlungen im Interesse der US-Monopole eingesetzt worden. Eines der jüngsten Beispiele heißt Grenada. Übrigens: Ihre empfindlichsten Niederlagen erlitten die „Marines" bei der Teilnahme an der bewaffneten Intervention gegen die junge Sowjetmacht und im Vietnamkrieg. Gern lassen sie sich als „härteste Truppe der Welt" feiern, neuerdings auch als „Speerspitze der schnellen Eingreiftruppe". Bisweilen macht ein Sensationsbericht die Runde durch westliche Zeitungen, wie der vom Trainingslager Parris Island an der Atlantikküste, enthaltend auch das folgende Detail. Der Ausbilder hämmert brüllend wieder und wieder den Satz „Ihr werdet töten, ihr werdet töten, in welches verdammte Land ihr auch immer geschickt werdet – ihr werdet

Marineinfanteristen müssen Meister des Nahkampfes sein (links unten). Die Voraussetzung dafür schafft ein intensives Kampfsporttraining. – Feuerpause für Sascha Iwanow (im Foto oben rechts) und Kameraden.

töten!" in die Gehirne seiner Männer. Darauf die Rekruten, gleichfalls brüllend: „Ja, ich töte!"

Zwischen Peter und Petrograd

Sascha Iwanow aus Omsk in Sibirien steht in einer anderen Tradition. Schon in der Schule hat er viel von Peter dem Großen gehört, dem mit eiserner Hand herrschenden Imperator, aber auch Staatserneuerer, Gründer Sankt Petersburgs und Gründer der russischen Flotte. Wie könnte es anders sein: Der Erlaß über die Aufstellung des ersten Marineinfanterieregiments in Rußland im Jahre 1705 trägt Peters I. Unterschrift. Während des Nordischen Krieges 1700–1721, in dem sich die große Nation, bis dahin abgeschnitten von Ostseeküste und Flußmündungen, das ihr gebührende „Fenster zum Meer" schuf, schlugen sich die russischen Marineinfanteristen tapfer gegen die Schweden sowohl in den Seegefechten der Segel- und der Galeerenflotte wie auch bei den Seelandungen. Weitere Lorbeeren erwarben sich die Angehörigen der jungen, nunmehr als vollwertig anerkannten Waffengattung im russisch-türkischen Krieg 1768–1774, wo sie unter anderem mehrere griechische Inseln befreiten, bei der Einnahme von Insel und Festung Korfu im Jahre 1799 unter Admiral Uschakow wie auch in den darauffolgenden Auseinandersetzungen Rußlands mit dem Frankreich Napoleons. Während des Vaterländischen Krieges von 1812 war die Marineinfanterie vorwiegend an der Landfront eingesetzt, bewies in der Schlacht von Borodino außergewöhnlichen Mut und Standhaftigkeit, stieß gemeinsam mit der russischen Armee bis nach Paris vor, wobei sie in der Hauptsache die Überwindung großer Wasserhindernisse sicherzustellen, Wasserabschnitte zu verteidigen sowie Pionieraufgaben zu erfüllen hatte. Nach Beendigung des Vaterländischen Krieges 1812 mit einem Georgsbanner ausgezeichnet und aufgelöst, lebten die Einheiten der russischen Marineinfanterie erst im Verlaufe des ersten Weltkrieges wieder auf.

Die Bezeichnung Marineinfanterie ist in der russischen wie der sowjetischen Marinegeschichte stets großzügig angewandt worden; sie galt ganz allgemein für an Land kämpfende Marine-Einheiten. Befragt, wen sie für die unmittelbaren Erblasser ihrer geliebten Waffengattung halten, gibt es für Sascha und Kameraden keinerlei Zweifel. Es sind jene Abteilungen revolutionärer Matrosen, die im Oktober 1917, als Marineinfanterie handelnd, das Winterpalais stürmten, Bahnhöfe, Brücken, Nachrichtenämter Petrograds besetzten, die später dann – zu Lande und zu Wasser – in den Jahren des Bür-

gerkrieges zuverlässig ihren Mann standen.

Für Rückzug kein Wort

Öfter als sonst kommen in diesen Wochen vor dem 40. Jahrestag des Sieges über den deutschen Faschismus altgediente Marineinfanteristen in Saschas Einheit und erzählen. Da werden Bilanzen gezogen. Während des Großen Vaterländischen Krieges führten die sowjetischen Flotten 114 Seelandungen durch, bei denen über 250 000 Mann, etwa 2000 Kriegsschiffe, ungefähr 1000 Hilfsschiffe und andere schwimmende Mittel eingesetzt wurden. Da werden Städte und Regionen genannt. Angehörige der Marineinfanterie kämpften vor Leningrad und Tallinn, vor Moskau, Odessa, Sewastopol, Stalingrad und Noworossisk, im Polargebiet und am Don. Sie nahmen am Sturm auf Berlin teil, an der Befreiung der Kurilen und der Häfen auf Südsachalin, an den Kämpfen in Nordkorea. Da werden Vergleiche angestellt. Die Zahl derer, die als „Held der Sowjetunion" ausgezeichnet wurden, war bei der Marineinfanterie, umgerechnet auf die Truppenstärke, wesentlich höher als bei anderen Waffengattungen. Bei der Landung im Hafen Nikolajew am Schwarzen Meer betrug das Verhältnis 1:1 : 67 Teilnehmer, 67 Helden der Sowjetunion.

Doch es geht nicht so sehr um Zahlen, Namen, Titel. Es geht um Haltungen. Wir waren immer die Ersten, erzählen die Alten, wir hatten den Hauptkräften den Weg freizuschlagen. Rückzug – dafür gab es kein Wort in unserer Taktik-Sprache. Außerdem, wo sollten wir auch hin, hinter uns war die Erde zu Ende. Solange ein Marineinfanterist lebt, hieß es, solange kämpft er, nur Tod gilt als Entschuldigung…

Die heutige Marineinfanterie bietet eine Kombination verschiedener Waffen und Elemente, ständig wechselnde Schauplätze der Ausbildung. Ein Großteil des Trainings findet auf See statt, die Marineinfanteristen fühlen sich aber auch in der Luft zu Hause, wie die Fallschirmspringerabzeichen auf den Blusen beweisen. Das alles macht diese Waffengattung attraktiv für junge Leute. Doch genauso wichtig ist, daß sie sich eingebunden fühlen in eine lange und große Tradition. An den Panzern aufgemalt ein weißer Delphin als Zeichen dafür, daß

Attacke aus dem Meer

es sich um Schwimmtechnik der Marineinfanterie handelt, daneben das Banner der sowjetischen Seekriegsflotte, darunter ein roter Streifen, der bedeutet: Garde! Saschas Großväter in Geist und Amt haben sich die Auszeichnung auf dem schweren Weg ihrer Einheit von Leningrad über die Kämpfe im ehemaligen Ostpreußen bis nach Berlin verdient.

So realistisch wie möglich

Es lodert und qualmt, per Knopfdruck wird Gefechtslärm eingespielt. In das Inferno hinein rutschen von weit oben, an einer Führungsschiene hängend, aus der Luft feuernd, was die Läufe hergeben, mit genau berechneter Aufprallgeschwindigkeit den Boden berührend, sich der Fallschirmgurte entledigend, Marineinfanteristen. Hechten – MPi in der Vorhalte, Rolle vorwärts – durch brennendes Fenstergebälk, stehen blitzschnell wieder, stürmen weiter, feuernd, stechend, schlagend, jedwedes Hindernis überwindend, jedweden Widerstand brechend. – Bis zu zwei Kilo Gewichtsverlust bringt ein Training auf dieser Sturmbahn.

Wie ist es möglich, daß junge Wehrpflichtige schon nach kurzer Ausbildungszeit so viel Unerschrockenheit, so viel Reaktionsvermögen – so viel – man möchte sagen akrobatische Kraft demonstrieren?

Der Politstellvertreter, Oberleutnant, schnurrbärtig, Leichtathletenfigur, selbst kaum dem Jungenalter entwachsen, lächelt. „Zunächst einmal – wir sorgen dafür, daß die Träume nicht verwehen… Zeigen den Neuen zuallererst, was die können, die schon länger da sind. Erhöhen die Belastung Schritt für Schritt, vom einfachsten zum kompliziertesten. Achten darauf, daß sich keiner einsam fühlt, fördern Kameradschaft und Freundschaft, die kollektive Verantwortung für das Funktionieren unserer kollektiven Waffen. Und wir sagen den Jungens die Wahrheit über den modernen Krieg. Wir bilden so realistisch aus wie möglich, das hilft ihnen, ihre Sache gut zu machen."

Frage aller Fragen

Nach der Ausbildung treffen wir uns im Klubraum wieder. Ich frage Berufe ab. Außer Sascha sind da Mischa, Feldscher, Viktor I, Bergmann, Viktor II, Gehilfe eines E-

Lokführers, Kolja, Schweißer, Wladimir, Radiotechniker, und noch ein Sascha, Alexander aus der Ukraine, Agronom im Cherson-Gebiet, der seine Vorstellung mit den Worten ergänzt: „Bauer war schon Großvater, Vater ist Agronom, Mutter Melkerin. Glauben Sie, daß wir irgendein Interesse haben, der Erde was Schlechtes anzutun?"

Ich lasse mich nicht beirren und setze die Fragerei fort. „Wenn ich euch so in die Gesichter blicke, sympathisch seht ihr aus, freundlich, und wenn ich mich erinnere, wie ihr eben noch auf der Sturmbahn alles niedergekämpft habt, was sich euch in den Weg gestellt hat, sagt mal, belastet euch das nicht, kriegt ihr da nicht manchmal Alpträume?"

Es antwortet Viktor II, der Eisenbahner aus Rjasan: „Wir sind nicht aufs Töten aus, davon träumen wir nicht." Er legt eine kleine Pause ein. „Allerdings, wenn uns jemand überfallen sollte, dann reicht der Zorn, denke ich…" Und Wladimir, der Radiotechniker aus Gorki: „Unsere Waffen sind viele Male stärker als damals, aber sonst, im Denken und Fühlen, sind wir genau solche einfachen Sowjetmenschen wie vor 40 Jahren. 20 Millionen Opfer, das ist doch genug – oder?"

Manchmal stehen Fragen in den Briefen der Eltern. Auch Sascha hat so einen Brief bekommen aus Omsk in Sibirien. „Junge, Du bist näher dran als wir, was meinst Du, wird es Krieg geben, ja oder nein?"

Sascha: „Ich hab sie natürlich beruhigt, kann sein, daß ich die Lage ein bißchen zu rosig gemalt habe, aber ich will nicht, daß sie sich Sorgen machen. Mir ist da ein Bild eingefallen, vielleicht gar nicht so schlecht. Vater, Mutter, habe ich geschrieben, stellt Euch vor, es existiert eine Feuerwehr auf der Erde, die bereit ist, den Brand zu löschen, wann und wo immer er entsteht, meint Ihr nicht, daß allein diese Möglichkeit die Brandstifter überlegen läßt, ob sie zu den Zündhölzern greifen oder nicht…?"

Letzte Frage an Sascha aus Omsk in Sibirien: „Was wird sein, wenn dein Wehrdienst zu Ende ist?"

„Ich werde fertig studieren und den friedlichsten Beruf ergreifen: Häuser bauen."

Trainingselement: „Vom Panzer überrollen lassen, nachfolgend Bekämpfung mit Handgranate bzw. Haftladung" (oben). Detail aus der Sturmbahnausbildung: Hechtrolle durch brennende Fensteröffnung (links).

Zusatzfoto: Lothar Willmann

Platznot im Wald

Über das Phänomen Langlauf '85 sprach nach den 35. Nordischen Skiweltmeisterschaften in Seefeld FW-Reporter Hans Richard Vollbrecht mit Exweltmeister und FIS-Delegiertem Gerhard Grimmer. Wolfgang Behrendt fotografierte.

Der einst als Doppel- und überdies Vizeweltmeister zum „Skikönig von Falun '74" proklamierte, auch zweimalige Holmenkollensieger Gerhard Grimmer wurde beim Weltchampionat kürzlich in Seefeld mit einem verantwortungsvollen Amt betraut, in dem er ebenfalls alle Erwartungen erfüllte: Bei den insgesamt acht Langlaufkonkurrenzen war er Technischer Delegierter der FIS. Dabei bewegte nicht nur ihn das hautnahe Erleben jenes vermeintlichen Aufbruchs in eine neue Ära des Skilaufs – die geliebte und ungeliebte, schon zum Allgemeingut gewordene, steigwachslose und tempofördernde Technik des Siitonen-Schritts.

Zwei Exweltmeister als „Generalstäbler": FIS-Delegierter Gerhard Grimmer (links) und Jury-Mitglied Odd Martinsen.

Platznot im Wald

Die Frühjahrssonne schien bereits, als vor vier Jahren eine Meldung über den Atlantik posaunt wurde, die sich wie eine Münchhausiade anhörte: Auf einem noch eis- und schneebedeckten Tümpel bei Marlboro habe der US-amerikanische Skilanglauf-Eremit Bill Koch im Schlittschuhschritt die 30 Kilometer in 1:11:45 und den „Fünfziger" in weniger als zwei Stunden geschafft. Der zusätzliche Hinweis, daß er damit „Weltrekordler" auf allen Strecken sei, wurde mit Kochs vorangegangenen Auftritten auf dem 1700 bis 1800 Meter hohen Geiseralm-Plateau von Castelrotto begründet – als er die 15 Kilometer in 37:52,5 Minuten heruntergespult hatte und mit der Staffel 1:51:18,3 Stunden gelaufen war.

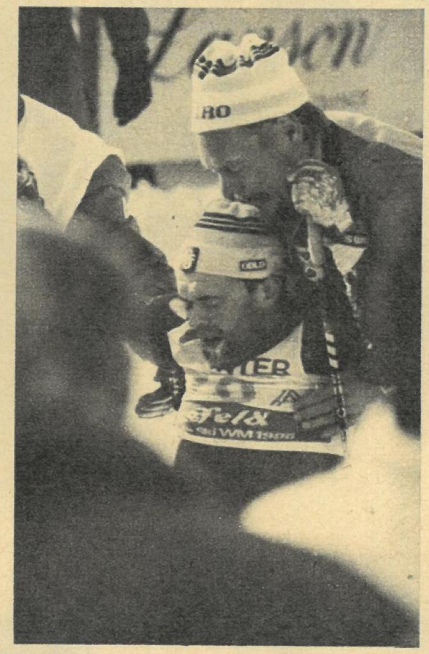
„Ich werde mich hüten, in den Chor der ‚Weltrekord'-Gesänge einzustimmen", sagte damals Rennleiter Josef Ausserdorfer. „Nur einen Kilometer ging es dort oben durch spärlichen Wald, so daß auf dem fast baumlosen Plateau gleichbleibend optimale Bedingungen herrschten: Schnee von minus 5 bis 6 Grad und ein millimeterdünner Wasserfilm darüber, der die Spur noch schneller machte als sie eh schon war. So hatten die Läufer keinerlei Mühe, durchweg ein höllisches Tempo aufzuziehen. Zeitweilig nahm Koch sogar die Anstiege im Siitonen-Schritt..."

Aus alt mach neu

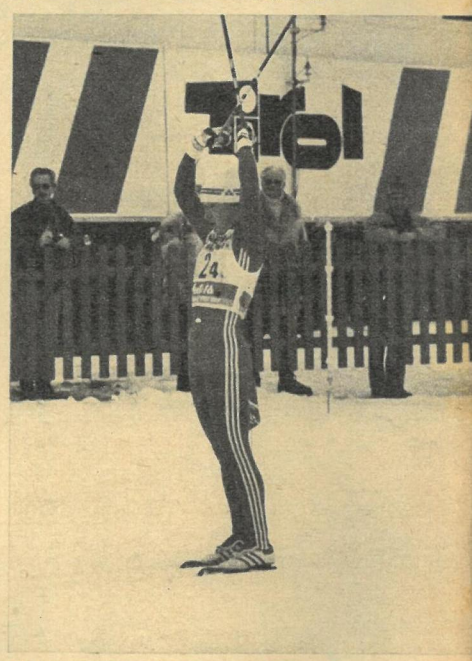
Was von den skurrilen Weltrekorden im Gedächtnis noch haften blieb, war die Tatsache, daß Koch schon damals mit dem halben Schlittschuhschritt lief und ihn dann auch als erster aus dem Effeff beherrschte. Was Gerhard Grimmer zu einem Klarstellungsversuch veranlaßt: „Selbst wenn ich den (unbestritten rechtmäßigen) Urheber Pauli Siitonen und die seine Lauftechnik perfektionierenden Nachahmer einmal außer acht lasse, bleiben mir Lehrbücher, auch wenn sie noch so alt sind, als Quellennachweis für die nun allgewaltige, scheinbar bremsenlose Ablösung des Diagonalschritts durch das sogenannte ‚Skaten' auf Skiern. Seit eh und je gehören Schlittschuh- und Grätenschritt wie auch das Umtreten bei Kurvenumläufen – dem einseitigen Ausstellschritt Siitonens sehr ähnlich – zum Technikrepertoire jedes Skiläufers. Wenn zu meiner Zeit auf steilen Anstiegen selbst das beste Haftwachs nichts mehr nutzte, kletterten wir im Grätenschritt über den Berg. Das sah aus, als würden wir springen. Jetzt g l e i t e n die Läufer über solche Buckel und verwandeln damit den Gräten- in den Schlittschuhschritt. So ist eigentlich alles schon mal dagewesen..."

Auf seine alten Tage und im Diagonalschritt tiefe Wurzeln geschlagen, kann sich 15-km-Titelverteidiger Oddvar Braa (Nr. 52) auf die neue Technik nicht mehr richtig umstellen und den gewieften Ski-„Skatern" kein Paroli bieten.

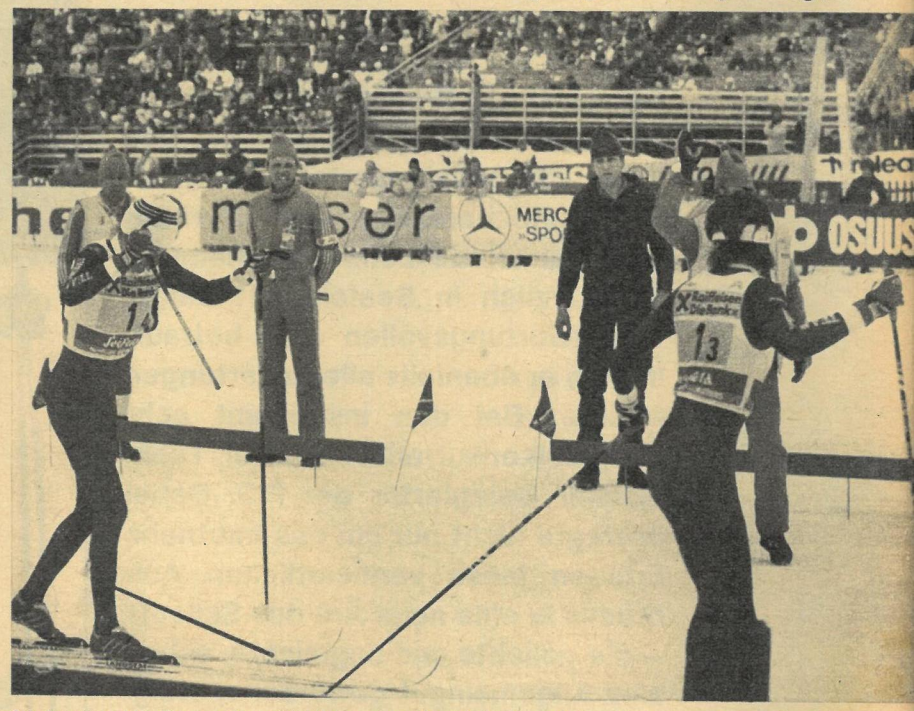
In den Hitlisten mit vorn, beim WM-„Dreißiger" mit Diagonalschritt nur Letzter: Popstar Costa Cordalis.



In einem dramatischen Finish zwang er Kirvesniemi noch in die Knie: 30-km-Vizeweltmeister Ove Aunli.



Anfissa Romanowa am Ziel aller Wünsche: Norwegens Staffel, ganz auf Sieg eingestellt, ist geschlagen!



Links Anette Boe, obwohl Doppelweltmeisterin: „Ich glaube, man muß gegen den Siitonen-Schritt etwas unternehmen. Aber was?" Oben: Bei zu forschem Staffelwechsel bricht Schlußläuferin Berit Aunli der rechte Stock.

Als Grimmer 1971 den Holmenkollen-Marathon gewann, behauptete er sich in einer wahren Wachsschlacht. In der vereisten Spur und mit viel zu glatten Skiern ging bei den meisten so gut wie nichts mehr. Dreiunddreißig Läufer stiegen aus. „Um ungeschoren aus dem Tohuwabohu herauszukommen, machte ich aus der Not eine Tugend und lief über besonders kritische Streckenteile den beid- und im Wechsel auch einseitigen Schlittschuhschritt. Natürlich erreichte ich dabei nicht die technische Perfektion der heutigen Spitzenläufer, aber immerhin: Ich befreite mich damit aus der Notlage, kam vorwärts und siegte."

Das eigentlich Neue

So gesehen stand Gerhard Grimmer nicht vor einem Skiwunder, als sich bei den Weltmeisterschaften in Seefeld für den Siitonen-Schritt buchstäblich alle Schleusen öffneten. Viel interessanter, weil aus aktueller Sicht noch einschneidender, war für ihn, daß die überwiegende Mehrheit der Läufer auf Steigwachs verzichtete. Beim 30-km-Rennen waren es siebenundsechzig von zweiundachtzig! Einige reizten extrem hoch und fuhren auf dem puren Brett. Hinzu kam, daß die meisten für den Siitonen-Schritt den kürzesten zulässigen Ski nahmen, was für diese Fortbewegungsart von nicht untergeordneter Bedeutung ist. Der Schuppenski spielte übrigens keine Rolle – er ist auf Abfahrten nicht schnell genug.

„Wer seine Langlaufskier wie ein Alpiner oder ein Springer präpariert, also nur zu Paraffin oder irgendwelchen Gleitmittel-Mixturen greift, kann unterwegs zu seinen bisherigen Laufgewohnheiten nicht mehr zurückkehren. Er hat auf den Übergängen zu den steileren Anstiegen und dortselbst mit dem Diagonalschritt keine Chance mehr, muß diesem völlig abgeschworen haben und – wenn er auch noch siegen will – im Siitonen-Schritt reibungslos über alle Berge kommen. Und das kann im Grunde nur, wer diese kraftaufwendige Technik beherrscht. Es hat in Seefeld berühmte Läufer gegeben, die noch zuviel Schwierigkeiten mit ihr hatten, um siegen zu können."

Ein Paradebeispiel für das Entweder-Oder lieferte Brit Pettersen, nicht nur auf dem Papier Norwegens stärkste Läuferin. Sie hatte den Schlittschuhschritt nicht sonderlich trainiert, weil sie von ihrer Mannschaftsleitung gehört hatte, diese Technik würde sowieso verboten. Im 10-km-Rennen wurde sie Dreizehnte, über fünf Kilometer Siebente und in der Staffel gar nicht aufgestellt. Dann trat sie die Flucht nach vorn an, trainierte fünf Tage lang – und stieg als 20-km-Vizeweltmeisterin wie Phönix aus der Asche. „Und um wieviel schneller mit dem Siitonen-Schritt gelaufen werden kann, wurde gerade an diesem Tag bewiesen", sagt Gerhard Grimmer. „Die drei Medaillengewinnerinnen brauchten – für 20 Kilometer! – nicht einmal eine Stunde..."

Das Für und Wider

Entgegen mancherorts geäußerten Vermutungen wie auch stillen Hoffnungen ist der Siitonen-Schritt nicht verboten worden. Er wird es wohl auch nicht, zumal sich die verbreitete Meinung, der Skilauf habe früher „schöner ausgeschaut", mit Recht nicht durchsetzte. Gleichwohl sind die Probleme geblieben, mit denen diese unbestritten tempofördernde Technik seit jeher belastet ist. Selbst die Sieger und Medaillengewinner von Seefeld sind nicht allesamt glücklich mit ihr. Weder die aus Schweden und Norwegen noch die aus Finnland, der Sowjetunion und Italien. Von den Verlierern ganz zu schweigen. „Ich glaube", sagte Doppelweltmeisterin Anette Boe, „daß dagegen etwas unternommen werden muß."

Das ist, wenn auch etwas charmanter formuliert, die gleiche Aussage, die schon vor vier Jahren Norwegens Trainer Magnar Lundemo traf. Er sprach – zu einer Zeit, da Koch den Weltcup gewann – von einer verpönten Gangart, weil sie den nachfolgenden Läufern die Spur demoliere, nur noch Schneemehl hinterlasse und im direkten Kampf Mann gegen Mann Verletzungsgefahren heraufbeschwöre. Lundemo scheiterte ebenso wie andere nach ihm. Die Fürsprecher, vor allem die Läufer, die mit dem Siitonen-Schritt was aus sich machten, setzten sich besser durch.

„Als bestimmende Technik gefällt sie mir auch nicht", gesteht Gerhard Grimmer. „Aber ein Verbot, das ohnehin nicht durchsetzbar wäre, würde unseren Bestrebungen zuwiderlaufen, immer wieder nach neuen Wegen zu suchen und den Skilauf noch attraktiver zu machen – und der Siitonen-Schritt ist attraktiv, weil er schnellere Zeiten garantiert. Was uns bleibt, sind Überlegungen, wie wir die Schadstellen beseitigen, die dem jetzt in Gang gekommenen ‚Skilauf total' zweifellos anhaften. Ich gewann in Seefeld zum Beispiel den Eindruck, daß die Behinderungen auf der Strecke zugenommen haben. Das liegt nicht an den Läufern, sondern in deren Platznot begründet, unter der sie mit dem raumgreifenden Schlittschuhschritt zu leiden haben. Die Siitonen-Technik beansprucht im Vergleich zum Diagonalschritt etwa den doppelten Bewegungsraum. Wo also sollst du hin, wenn du aus der Spur gerufen wirst? Wohin, wenn du jemanden überholen willst? Da der Skilanglauf selbst für einen Weltmeister oder Olympiasieger nicht zuletzt auch ein Naturerlebnis ist, wäre es Frevel, für die Beseitigung des Übels den Wald weiter abzuholzen, um die Trassen zu verbreitern."

Die kleineren und größeren Kabbeleien in Seefeld stifteten zwar kein Unheil, waren jedoch symptomatisch für die bedrückende Enge, in der dann mitunter sogar Entscheidungen heranreiften. Der Italiener Albarello stürzte, der Schwede Eriksson und der Finne Kirvesniemi kollidierten, dessen Frau Marja-Liisa, für die neue Technik ohnehin nicht eingenommen, verspielte im 10-km-Lauf letztlich auch durch ein zeitaufwendiges Überholmanöver den möglichen Sieg. „Ich mußte auf einer längeren Steigung an fünf Konkurrentinnen vorbei, aber weil alle im Siitonen-Schritt hinaufkletterten, fand ich einfach keinen Platz." Im gleichen Rennen wurde die Schweizerin Evi Kratzer von der Tschechoslowakin Vera Klimova aus der Spur gerufen: „Die Aufforderung, zur Seite zu treten, kannst du noch so ernst nehmen, aber wohin mit der Fairneß? Nur mit Gleitwachs unterm Brett und dazu noch auf einem Anstieg kommst du nicht mehr vom Fleck, wenn du den Siitonen-Schritt zum Stillstand gebracht hast oder so läufst wie früher..."

Gerhard Grimmer meint, dies alles sei ein triftiger Grund, darüber nachzudenken, „ob wir auf den von Spuren freien Teilen der Strecke den Schlittschuhschritt zulassen, aber nicht mehr dort, wo Spuren sind. Irgendwie wird das Langlauf-Komitee der FIS versuchen, noch in diesem Jahr ein paar brauchbare Vorschläge zu unterbreiten. Wenn wir in den nächsten zwei Jahren den Skilanglauf-Massenstart probieren wollen, müssen wir uns ohnehin beeilen. Denn was wird geschehen, wenn sich in diesem hautnahen Kampf Mann gegen Mann das Feld der Weltklasseläufer nicht auflöst und einer dem anderen mit seinem Siitonen-Schritt in die Quere kommt?"

Ausdauer ist alles

„Das durch den Siitonen-Schritt gesteigerte Tempo ist erstaunlich", sagt Gerhard Grimmer. „Im Kampf um die Medaillen wurden im Schnitt mehr als 6 m/s erreicht. Es war auch zu spüren, daß die Weltklasse diesen Stil, der ja andere Muskelgruppen aktiviert und Teile des Körpers auf andere Art belastet als bei Anwendung der konventionellen Technik, auch konditionell hervorragend durchstand. Gunde Svans 50-km-Zeit, herausgelaufen bei Schneegestöber, liefert das treffendste Beispiel für eine ganz neue Qualität. Daß hier und da n i c h t schneller gelaufen wurde als bei Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen vergangener Jahre, widerlegt diese Tatsache nicht. Entscheidend für eine Zeit im Skilanglauf sind immer noch die Schneeverhältnisse und Streckenprofile. In Seefeld war die 15-km-Loipe die schwerste von allen. Obwohl Härkönen wie ein Wiesel lief, brauchte er fast 41 Minuten. Da waren andere mit dem Diagonalschritt schon schneller...

Im nächsten Heft:

Einmal Vergangenheit und zurück

Die bewegende Geschichte einer Leningrader Straßenbahnerin, die während der Blockade direkt bis zur Front fuhr.
Ein Bericht zum Internationalen Frauentag 1985.

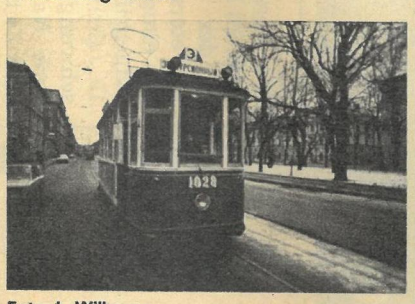


Foto: L. Willmann

Von einem Löwen, der keine Mäuse fangen wollte...

Ein Spielfilm unseres Fernsehens zum 300. Geburtstag von Johann Sebastian Bach, dargestellt von Ullrich Thein.

Foto: T. Dähn

Energie aus Mist

Biogas, gewonnen aus der Gülle von Schweinen und Rindern, entwickelt sich immer mehr zu einer wichtigen natürlichen Energiequelle.

Chic und Schule

FREIE WELT war in Tallinn und „hospitierte" in der Kunsthochschule der Estnischen SSR. Dort kann man studieren, wie Mode gemacht wird.

Foto: P. Meißner

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Russisches Porzellan (4)

Popows geflügelte Kännchen

Die Porzellanherstellung in Rußland, im 18. Jahrhundert erfolgreich in der kaiserlichen Manufaktur St. Petersburgs begonnen und bald von einigen privaten Unternehmen aufgegriffen, erlebte Anfang des 19. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung. Die ungewöhnlich gestiegene Nachfrage und der zu gleicher Zeit eingeführte Schutzzoll gegen ausländisches Porzellan bildeten den Impuls für die Entstehung weiterer Privatfabriken. Die meisten Hersteller keramischer Erzeugnisse hatten sich im an Rohstoffen reichen Gshel angesiedelt, einem großen Gebiet im Moskauer Gouvernement, das seit alten Zeiten für sein Töpferhandwerk berühmt war. Aus den Dutzenden Porzellanfabriken, die hier im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gegründet wurden, hob sich besonders das Unternehmen des Moskauer Kaufmanns Alexej Popow hervor. Es begann seine Produktion 1811. Bald wurde es eines der schöpferischsten und fruchtbarsten, das glänzend den Forderungen der Zeit entsprach. Hier wurde eine neue originelle Farbpalette geschaffen, die sich durch Leuchtkraft und Reinheit der Töne auszeichnete. Für hohe Qualität war auch die Porzellanmasse berühmt. In den zwanziger und dreißiger Jahren war beim Publikum Popows „geflügeltes Porzellan" besonders beliebt – Tee- und Kaffeegeschirr mit Henkeln und Tüllen in Form von Vogelköpfen und -flügeln. Unser Foto zeigt charakteristische Beispiele dieser Art. Ihre Umrisse sind streng und elegant wie klassizistische Architektur. Die Malerei – kultiviert, graphisch klar, mit feinster Durchzeichnung der Details – vereinigt sich mit der Ruhe der von der Antike angeregten Formen. Klarheit, Ausgewogenheit und Zurückhaltung des Ausdrucks, die die besten Schöpfungen des russischen Empire auszeichnen, erreichen hier überzeugende künstlerische Kraft.

Wasilissa Pachomova-Göres

Das Signet in der Überschrift ist das Markenzeichen.

FREIE WELT

UNSERE FRAGE: Welches sind die drei wichtigsten Rohstoffe der europäischen Porzellanherstellung?
Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Russisches Porzellan4" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach10. Einsendeschluß: 27.2. 1985. Auflösung und Gewinner in Heft 6/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150M, 100M und 50M. Viel Erfolg!

Foto: W. J. Potschajew